Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerische Nationalbibliothek
Bern

Winterthur, 16. Februar 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

Der **Kanton Genf** hat letzten Samstag eine von allen bürgerlichen Fraktionen verlangte **außerordentliche Großratssitzung** gesehen. Anlaß dazu hatte die Regierung Nicole gegeben, die trotz der gesetzlich gewährleisteten Versammlungsfreiheit einigen ihr nicht genehmen Versammlungen nicht den genügenden polizeilichen Schutz gewährt und geduldet hatte daß Sozialisten die Versammlungen hinderten, die ferner auch den Anschlag ihr mißfliebiger Plakate verboten hatte, obgleich diese an sich nicht den gesetzlichen Vorschriften widersprochen. An der erwähnten außerordentlichen Großratssitzung kam es zu einer erregten Abrechnung mit Nicole, bei der ihm namentlich der Radikale Adrienne Lachenal vorwarf, daß er mit solchen Methoden den Fascismus nach Genf bringe. Schließlich nahm der Große Rat eine Entschließung an, die den Staatsrat einfordert, „künftig alle erforderlichen Maßnahmen zum Schutze der Versammlungsfreiheit sowie zum Schutze der Bürger, die an gesetzlich zulässigen Versammlungen teilnehmen, zu ergreifen".

Bei der Regierung von Baselland wurde im März 1933 ein Initiativbegehren eingereicht, die Frage der **Wiedervereinigung beider Basel** dem Volke zur Abstimmung zu unterbreiten. Nach Einholung von Gutachten bei bekannten Staatsrechtsjuristen hat die Regierung jedoch dieser Tage entschieden, das Initiativbegehren als verfassungswidrig dem Volke nicht zu unterbreiten.

Der Bundesrat hat kürzlich seinen **Bericht über die 14. Völkerbundsversammlung** fertig erstellt. Er bestont darin ausdrücklich, daß „der Völkerbund, richtig verstanden und angewandt, aller Kritik zum Trotz ein außerordentlich wertvolles Gebilde darstelle, dessen Preisgabe in jeder Beziehung ein unermeßliches Unglück bedeuten würde. Der Völkerbund sei nie notwendiger gewesen als heute." Möchten sich doch unsere mancherlei Kritiker und Verächter des Völkerbundes diese Worte merken.

Auch aus dem **Berichte der Nationalbank** sei einiges Wissenswerte — ein Hoffnungslichtlein — unsern Lesern übermittelt: In der schweiz. Volkswirtschaft habe sich die rückläufige Bewegung nicht weiter fortgesetzt, der Preiserfall der letzten Jahre sei zum Stillstand gekommen, die Zahl der Arbeitslosen habe fast überall eine Rückbildung erfahren, auch Belebungen der Wirtschaft wären zu verzeichnen seien aber allerdings zur Hauptsache auf die ergriffenen Stützungs- und Schutzmaßnahmen zurückzuführen. Diese wenigen Lichtblicke könnten aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß für den Wiederaufbau noch große Hindernisse hinweggeräumt werden müßten.

Ausland.

Die große politische Sorge der Woche ist **Oesterreich**. Die Demonstrationen der Heimwehren in Innsbruck und Wien haben schwere Weiterungen nach sich gezogen. Die Sozialdemokratie wurde auf den Plan gerufen. Sie ist die natürliche Gegnerin jeder fascistischen Staatsform. Sein oder Nicht-sein hängt für sie davon ab, Sein im demokratischen, Nicht-sein im fascistischen Staat. Denkbar ist es somit, daß die Sozialdemokratie den wenigstens dem Namen nach noch immer demokratischen Staat nicht kampflos an den fascistischen preisgeben würde (die Heimwehren hatten bereits die Auflösung der sozialdemokratischen Partei verlangt.) Vielleicht hat die Regierung Dollfuß das auch mehr befürchtet als bestimmt gewußt. Item — sie erklärte, untrügliche Beweise über geplante Angriffe auf die Staatsautorität in Händen zu haben und gab Befehl, die sozialdemokratischen Parteihäuser nach Waffen zu durchsuchen. Mit Linz fing es letzten Montag an. Die polizeiliche Durchsuchung des Arbeiterheims löste sofort schwere Schießereien und in der Folge erbitterte Straßenkämpfe aus.

Der Funke sprang im Nu auf Wien über. Als die Vorgänge von Linz hier bekannt wurden, kam es sofort zu großen Arbeitseinstellungen. Die Regierung schritt rücksichtslos ein, ließ eine große Zahl von sozialdemokratischen Parteiführern und Funktionären verhaften, verfügte die Besetzung des Wiener Rathauses (des Zentrums der sozialdemokratischen Stadtverwaltung) und befahl die Durchsuchung von Parteiheimen und Wohnungen sozialdemokratischer Führer. Sie stieß auf den erbittertsten Widerstand der Arbeiterschaft. Es kam zu überaus schweren, tagelang andauernden Straßenkämpfen. Sogar Artillerie wurde eingesetzt. Besonders die großen sozialistischen Wohnsiedelungen wie Sandleiten, der Karl-Marx-Hof, wurden mit schweren Geschoßen belegt. Wenn man bedenkt, von wieviel Tausenden von Familien diese Siedelungen bewohnt sind, so kann man einigermaßen den entsetzlichen Jammer ermessen, der damit über Frauen und Kinder gebracht wurde (im Wiener allgemeinen Krankenhaus liegen bereits unter 89 Toten 27 getötete Frauen). Als Frucht war erschüttert und fassungslos vor solchen furchtbaren Ausbrüchen des Bruderhasses.

Die schweren Unruhen haben auch auf andere Orte übergriffen, aus Bruck, Graz, Steyr, Leoben, Wörgl usw. werden ebenfalls Zusammenstöße gemeldet.

Die Kämpfe scheinen zwar nunmehr abzuflauen und die Mächte mahnen bei Dollfuß zur Mäßigung. Aber man blickt mit großer Sorge auf Oesterreich. Was soll daraus werden?

Frankreich und **Paris** dagegen haben sich vorderhand wieder beruhigt. Der letzten Montag von den französischen Sozialisten als Demonstration gegen die Unruhen und den drohenden Fascismus der Rechten ausgelöste Stündige Generalstreik ist ohne Zwischenfall abgelaufen. Doumergues Berufung hat also beruhigend gewirkt. Sein Kabinett ist eines der nationalen Konzentration, in dem — mit Ausnahme der Sozialisten — Links und Rechts, Gegensätze wie Herriot und Tardieu vertreten sind: Ein Ausdruck des Willens zur Einigung mit dem obersten Zweck, Frankreich zu beruhigen und es von den Schlacken der jüngsten Zeit zu reinigen.

Für die Wirtschaft zeichnet sich eine neue Sorge am Horizont ab: Die **Tschechoslowakei** erklärt die Absicht, den **Goldwert** ihrer Krone um zirka 16 Prozent **abzuwerten**, um dadurch einigermaßen dem Schaden zu begegnen, der für die Tschechei durch die Herabsetzung ihrer Konkurrenzfähigkeit infolge der geänderten Währungsverhältnisse mancher Länder entstanden ist.

Angesichts dieser vielerlei politischen Sorgen notiert man mit einem wahren Aufatmen die nunmehr letzten Samstag in Athen erfolgte **Unterzeichnung des Balkanpaktes.** Jugoslavien, Rumänien, Griechenland und die Türkei versichern sich darin, „im Geiste der Verständigung und Versöhnung" sich gegenseitig den gegenwärtigen territorialen Bestand auf dem Balkan zu garantieren. Bulgarien, das dem Pakte vorderhand noch nicht beitrat, ist bereit, mit seinen Nachbarn Nichtangriffspakte abzuschließen. So darf der Balkanpakt mit aufrichtiger Genugtuung als eine Errungenschaft in dem Streben nach der Befriedung Europas betrachtet werden.

Die Käuferin muß denken.

Das ist uns nichts neues. Die gewissenhafte Hausfrau, sie ist es ja vor allem, die als Käuferin eine große volkswirtschaftliche Aufgabe hat, denn über vier Milliarden des schweizerischen Volksvermögens gehen jährlich durch die Hände der rund

850,000 Hausfrauen

— sie überlegt sich genau, wie sie ihr Geld einteilt und ausgibt; sie kennt die Grenzen ihrer Kaufkraft und die Bedürfnisse ihrer Haushaltung. Wenig bewußt ist aber manchen Frauen, daß sie als große Gemeinschaft der Käuferinnen eine Macht darstellen, die im Guten wie im Schlechten Einfluß auf das Wirtschaftsleben des Landes ausübt. Sie weiß oft zu wenig, wie wichtig für das Gesamtwohl ihre grundsätzliche Haltung als Käuferin ist. Zwar gibt die „Schweizerwoche" in einer Beziehung seit Jahren „staatsbürgerlichen Unterricht". Aber wie manche Fragen liegen außerhalb dieser Forderung „Kauft Schweizerware", die, so sehr sie berechtigt ist, doch nicht zu engstirniger Abschließungspolitik führen darf. Wir beabsichtigen, in einer Reihe von Artikeln einige der aktuellen Käuferinnenfragen zu behandeln und nehmen Wünsche, Anregungen, Anfragen aus dem Leserkreise gern entgegen. Heute geben wir einer Genossenschafterin das Wort. Demnächst werden Artikel über die Organisation des Detailgeschäftes, über das Warenhaus u. a. folgen.

Vom Wesen der Genossenschaft.

Ein großer Genossenschafter hat einmal geschrieben: „Wie wir wissen, ist insbesondere die Konsumgenossenschaft, die Grundform der Genossenschaft, ihrem Wesen nach umfassend und das Gegenteil von ausschließlich, darin der umfassenden Mütterlichkeit gleich." Das ist in der Tat das Schöne an der Genossenschaft; sie umfaßt alle, die ihr angehören wollen, reich und arm, links- und rechtsstehend; denn sie will dem

Wirtschaftsfrieden

dienen im Gegensatz zu dem bitteren Konkurrenzkampfe, der sich heute wieder schlimmer als je im Wirtschaftsleben auswirkt. Konsumgenossenschaften sind in der Regel dort entstanden, wo der Käufer allzusehr vom Verkäufer ausgenützt wurde, von solchen Verkäufern, die gewissenlos auf ihren eigenen Profit bedacht waren und nicht das Wohl der Kundschaft im Auge hatten. Wir möchten nun hier gleich vorausschicken, daß es zum Glück eine ganze Reihe von Privatgeschäften gibt, die in erster Linie dem Käufer dienen wollen, genau wie die Konsumgenossenschaft. Das Prinzip des Dienstes ist aber durch die Genossenschaft ins Wirtschaftsleben hineingetragen worden. Es ist vielfach zu wenig bekannt, daß die Genossenschaft nicht selten bahnbrechend und sanierend vorgegangen ist. Da ist zunächst der Verkauf der Waren nur gegen bar zu nennen. Wer weiß, welches Elend aus dem Kaufen auf Kredit entsteht, wie viele Familien in Not geraten, weil sie ihre Schulden nicht abzahlen können, der wird die strikte Durchführung des Barzahlungsprinzips in der Konsumgenossenschaft als segensreich empfinden. Die Menschen werden dadurch daran gewöhnt, die gekaufte Ware sofort zu bezahlen und nicht, wie dies immer noch bei vielen Privatgeschäften möglich ist, Schulden zu machen. Der Grundsatz der Barzahlung ist heute so allgemein anerkannt, daß auch große Privatgeschäfte und Warenhäuser ihn durchführen.

Hand in Hand mit dem Verkauf nur gegen bar geht die Erziehung der Leute zum

Anlegen von Ersparnissen:

sie erhalten bekanntlich jedes Jahr die Rückvergütung, d. h. einen bestimmten Prozentsatz der im Konsumladen ausgegebenen Summe zurückbezahlt und können ihn nun, wenn sie nicht unbedingt darauf angewiesen sind, bei der Bankabteilung der Genossenschaft anlegen. Der französische Genossenschafter Charles Gide sagt einmal, daß es sich bei der Anlage der Rückvergütung auf der Bank ungefähr so verhält, wie es bei gewissen Zahnärzten an der Tür geschrieben steht: „Hier können schmerzlos Zähne gezogen werden!" Ebensogut kann man sagen: „Hier können schmerzlos Ersparnisse gemacht werden!" Denn die Rückvergütung ist nicht mühsam zusammengespart und auf die Bank getragen worden, sondern sie wird einfach nicht bezogen und statt dessen als Bankguthaben angelegt.

Noch auf anderm Gebiete sind die Genossenschaften bahnbrechend vorgegangen: beim Vertrieb nur

guter und einwandfreier Ware.

Es ist bekannt, daß der große und starke Konsumverein in Basel bei seiner Entstehung sich der Lieferung von ganz reiner und guter Milch zuwandte und dadurch einer damals in Basel existierenden ganz bedenklichen Milchvantscherei den Kampf ansagte und ihn gewann.

Was ist das Grundprinzip der Genossenschaft? Die Konsumgenossenschaft will an Stelle der Warenproduktion für den Markt (was ein sehr unsicheres Vorgehen ist) die Eigenproduktion für den eigenen Bedarf setzen. Denn die Mitglieder der Genossenschaft sind zugleich Eigentümer des Ladens wie auch Käufer und sie sollen mit guter Ware, an welcher kein Profit von Großhandel, Agenten, Reisenden Händlern und Reklame gemacht wurde, versorgt werden. Also Ausschaltung des Zwischenhandels! Dadurch Verminderung der Spesen, die auf dem Wege von der Fabrik bis zum Verbraucher entstehen. Diese Spesen müssen natürlich immer vom Käufer getragen werden; sie betragen bei Lebensmitteln 20 bis 30 Prozent, während bei andern Waren besonders bei Luxuswaren, ein Aufschlag bis zu 100 Prozent, ja sogar mehr, entstehen kann. Die Konsumgenossenschaft will diese Spesen auf ein Minimum herabdrücken.

Warum verkauft der Konsumladen dann die Waren nicht billiger als der Privatladen?, wird man mir entgegenhalten. Weil der Selbstkostenpreis zuzüglich die Ladenspesen nicht berechnet werden kann. Die Konsumgenossenschaft verkauft deshalb die Ware zu angemessenen Marktpreisen und wird dann den am Ende des Jahres erzielten Gewinn vollständig als Rückvergütung unter die Besitzer des Ladens, nämlich die vereinigten Mitglieder, verteilen, und zwar nach Maßgabe der Benützung, d. h. des Warenbezugs jedes Einzelnen, sofern die Genossenschaft nicht einen Teil des Gewinnes zu Reserven oder Abschreibung an Liegenschaften gebrauchen muß oder zu einem Sozialwerke, das allen Konsumenten zuzute kommen soll, verwenden will. (Dazu können die Ferienheime des Konsumvereins in Wegis und Jongny gezählt werden.) Der Gewinn wird also nicht in die Tasche eines Einzelnen fließen (oder von Aktionären), sondern wird allen Käufern, ob sie arm oder reich sind, zugewiesen, und zwar gewinnen sie umsomehr, je mehr sie dort gekauft haben. Jeder bekommt soviel an Rückvergütung, als seine Warenbezüge betreffen, nicht aber einen Gewinn gemäß seiner Kapitalanlage! Die Genossenschaft wird zwar, wenn sie Kapitalien von ihren Mitgliedern bekommt, diese zu festen und nicht hohen Ansätzen richtig verzinsen. Aber dies hat nichts mit dem Gewinn zu tun, der am Schluß des Jahres herausgerechnet wird und an die Konsumenten verteilt werden kann.

Sehr wichtig ist, daß die Genossenschaft ein neues Prinzip ins Wirtschaftsleben hineingestellt hat: sie fragt nicht darnach, was am besten rentiert, um ihre Waren zu verkaufen, wie dies die Privatgeschäfte tun, (tun müssen, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen), sondern sie hat das Wohl der Allgemeinheit, das Wohl der Genossenschafter (zu denen alle gehören können) im Auge. Ihre Spesen werden also eventuell größer sein, als nötig wäre zum Vertrieb der Ware, weil sie im Interesse ihrer Verbraucher und ihrer Arbeiter und Angestellten arbeitet: Als Beispiel sei eine ausgebaute

Sozialversicherung

(Alter, Krankheit, Unfall) für die Angestellten genannt, wie sie wohl in keinem Privatgeschäft besteht. So hat der Allg. Konsumverein beider Basel seit seinem Bestehen bis heute über 10 Millionen Franken für das Versicherungswerk für sein Personal ausgegeben. Der Betrieb soll nicht rentieren, sondern den Käufern nützen! Deshalb kann die Konsumgenossenschaft auch etwa einen Geschäftszweig, der eigentlich nicht rentiert, aber für die Mitglieder notwendig ist, weiterführen: es wird etwa der Milchvertrieb weitergeführt, trotzdem die Genossenschaft damit Verluste erzielt. Oder eine Genossenschaft, wie der schon erwähnte Allg. Konsumverein beider Basel läßt auch in den äußersten ihm beigeschlossenen Läden, in Außenquartieren der Stadt oder in weit entfernt liegenden Dörfern, die Waren genau zu billig verkaufen wie in der Stadt, wo die Transportspesen minim sind. Gerade in jenen abgelegenen Dörfern wie Burg und Mekerlen (beide schon

Die seltsame Nacht.

Von Dorett Hanhart.

(Fortsetzung.)

„Marianne" rief er schon unter der Türe.

„Schon zurück?" tönte es.

Er suchte sie. Sie stand vor ihrem schmalen hohen Spiegel; die Schneiderin kniete vor ihr. Sein Gesicht verfinsterte sich. Sie sah es und machte über dem gebeugten Kopf der Näherin eine entzückende Gebärde. Sie formte ihre Lippen zu einem Kuß in die Luft.

Eine Bewegung täglich wiederholt, Worte hundertmal gesprochen, verlieren ihre Erschütterung und hüllen sich in das Gewand freundlichen Wohlgefallens. Eine Liebe fortwährend versprochen und gewährt, kann nicht mehr jene atemraubende Beseligung hervorrufen.

Marianne war bereits mehrere Jahre verheiratet. Eines Tages wartete sie auf Thomas in einer Bilderausstellung. Müde schlenderte sie von Saal zu Saal. Sie setzte sich. Gerade ihr gegenüber hing ein Bild das sie mit einemmal aufweckte. Es zeigte eine Stube, allem Anschein nach eine Bürgerstube. Auf einem grünen Plüschsofa saßen ein Mann und eine Frau. Sie saßen da, die Hände im Schoß, neben einander und doch so, als läge ein unermeßlicher Raum zwischen ihnen. Wie die Gesichter gemalt waren, diese leeren, ausgeschöpften, gelangweilten Gesichter, das prägte sich dem Beschauer mit einer furchtbaren Eindringlichkeit ein. Das Bild nannte sich: Lebensabend. Ein schüttelndes Unbehagen befiel Marianne. Sie hätte am liebsten geweint. Diese zwei Ausgelöschten auf dem Bilde waren auch einmal jung gewesen und sie hatten sich auf diesem grünen Sofa lebendige Worte zugeflüstert. Auch ihre Gesichter mochten in einer warmen Bewegung erglüht sein. Wurde denn jedes Erlebnis vom reißenden Fluß der Zeit hinweggeschwemmt? Verlor es sich immer zuletzt in einen dünnen Faden, der in einer Schutthalde versickerte?

Eine Hand berührte sie. Thomas stand vor ihr. „Verzeih, ich ließ dich warten, aber du befandest dich ja in guter Gesellschaft."

Er sah das Bild nicht, das sie erschüttert. Sie ließ sich von ihm fortziehen. Sie konnte nicht sprechen. Zum erstenmal ergriff sie das Verlangen, etwas in sich zu verschließen. Ein Neues und doch Uraltes trat in ihr Bewußtsein: die Unkehr zu sich.

Als sie aus dem Kunsthaus traten, schneite es.

„Schon Winter", sagte Thomas, und er knöpfte seinen Mantel zu.

Einige Wochen später fuhren sie zusammen in ein abgelegenes, wenig besuchtes Hochtal. Einst rastete sie mit Thomas bei strahlendem Sonnenschein um die Mittagszeit auf einem schmalen Grat. Die Berge um sie herum glühten in einer so unfaßbaren Schönheit und Größe, daß sie beide verstummten. Erst die Talfahrt forderte durch die gleitende Bewegung zu einer ausgelassenen Freude auf. Nachts, im Zimmer des Berghauses, als glitzerndes Mondlicht über dem Schnee lag, ein phantastischer Traum von kalter, reiner Tiefe, sagte Thomas:

„Der Wandel vom herrlichsten Tageslicht zu dieser gesammelten nächtlichen Andacht kommt mir vor wie unser eigenes kleines Leben. Wie drängen wir ungeduldig und begehrlich zum Licht, zur Liebe, zur Vereinigung. Und wo enden wir, Geliebte? In dieser wunderbaren Einsamkeit, in dem Bewußtsein der Gnade, daß wir ihr gewachsen sind. Du weinst, Liebling?"

Marianne hob ihr tränenüberströmtes Gesicht: „Mich friert", schluchzte sie.

Johannes.

Eines Tages lernte sie Johannes kennen. Er kam durch einen ihrer Freunde, der in Paris lebte, in ihr Haus und überbrachte Marianne Bücher, die sie jenem Freund einst geliehen.

Johannes, der nur widerstrebend die Besorgung übernommen hat, wieder kommen zu dürfen. Marianne erschien ihm als das Wesen, das er lange gesucht und dessen Begegnung ihn freudig überraschte. Sorgfältig gehütete Dämme, aufgebaut in langen, einsamen Jahren, wurden von den Sturzwellen neuen Erlebens überflutet.

Er kam beinahe täglich. Verschlossen, fast förmlich, betrat er das Zimmer. Die schmale, knabenhafte Gestalt im knappen dunklen Anzug war nicht über Mittelgröße. Der Kopf zeigte sich von außerordentlicher Feinheit. Er besaß eines jener Gesichter, die in jeder Stunde neu geboren werden, die täglich alle Stufen vom Ausdruck unbefangenster Heiterkeit zur gänzlichen Erschlaffung durchlaufen. Als Marianne zum erstenmal seinen Mund betrachtete, fand sie ihn jünglingshaft reich in unbestimmter Formung. Später schüttelte sie den Kopf Stand darauf nicht eher uralte Erfahrung? Und eines Tages, als sie Johannes im Winter auf der Straße begegnete, den Hals eingewickelt in ein weißseidenes Tuch, rief sie aus:

„Wenn ich Sie nicht als einen Feind der Künstelei kennte, so hätte ich Sie im Verdacht, als Hamlet zu posieren."

Er stand vor ihr, den Hut in der Hand, das weiche, sehr schöne hellrote Haar zurückgekämmt. Er sagte:

„Ich liebe diese Seide um den Hals. Meine Mutter gab mir das Tuch, als ich noch klein war. Ich schlief nie ein ohne seine weiche Wärme. Sehen Sie, ich bin jeder Gewohnheit schauderhaft unterworfen. Leider beginnt es brüchig zu werden. Wie unangenehm, mich an ein neues zu gewöhnen."

Da sagte sie beinahe ärgerlich:

„Aus Gewohnheit? Nun, gleichviel, Sie sehen gut aus darin. Von Ihrer Mutter müssen Sie mir übrigens erzählen, Johannes." Und sie schlenderten zusammen im Schneegestöber durch die Straßen der Stadt.

Er kam gewöhnlich um die Stunde des Eindämmerns. Lange Zeit wiederholte sich dasselbe. Er setzte sich immer in den gleichen Stuhl und zog das Zigarettenetui hervor. Anfangs sprach er überhaupt nicht. Marianne wußte es, kümmerte sich nicht darum und bereitete den Tee. Dann, nach der ersten Tasse und der dritten Zigarette, begann er zu erzählen. Sie kannte seine ganze Lebensgeschichte. Aber das war nicht die Hauptsache. Was läge in dem Aufzählen von äußeren Tatsachen für ein Beweis von Zutrauen, wenn Johannes nicht zugleich von Geschehnissen gesprochen, die nur seinen innern Menschen angingen? Diese allein verleihen dem Menschen seine besondere Farbe.

Marianne begann die Stunden leer zu finden, die sie ohne Johannes verbrachte. Sie gehörte zu jener Art Frauen, die ungeheuer viel vermögen, die sich aber hartnäckig gegen die Gesetze der Natur auflehnen falls diese den heißesten Wunsch ihres Wesens gefährden. Seit jener Winternacht war sie einer gefährlichen Traurigkeit verfallen. Ihr schien auf einmal ihr Leben als Frau verblaßt, sie fühlte sich im gewissen Sinn um ihre liebste Hoffnung betrogen. Sie litt, sie war gekränkt. Jämmerlich fand sie, daß

im Kt. Solothurn) hat die Genossenschaft zum Wohle der gesamten Einwohnerschaft ungemein preisregulierend gewirkt. Die Preise der Privatgeschäfte, die sich vorher die großen Transportspesen von den Käufern bezahlen ließen, mußten ihre Preise stark heruntersetzen, als der A. C. V. seine Läden dort eröffnete.

Warum findet man aber heute noch manche Konsumgenossenschaften, die nicht diesem Idealbild einer Genossenschaft entsprechen? In denen man nichts vom Wirtschaftsfrieden zwischen den verschiedenen Klassen, zwischen Mitgliedern (Käufern) und Angestellten (die aber auch Mitglieder sind) findet? Weil die Genossenschaft eben mit Menschen rechnet, die nicht den primitiven Antrieb eines hohen Gewinns zur gewissenhaften Verrichtung ihrer Arbeit brauchen, sondern die sich auch bei feststehendem Gehalt für die Genossenschaft einsetzen, wie wenn es ihr eigenes Privatgeschäft wäre. Solche Menschen findet man jedoch nicht überall. Auch werden hie und da in den Konsumgenossenschaften Parteihändel hineingetragen, die das Wohl der Genossenschaft untergraben. Arbeitnehmer sehen nicht selten die Genossenschaft als ein willkommenes Kampffeld an, wo die allerhöchsten Löhne, die im Privathandel niemals gegeben würden, herausgeholt werden sollen. Wird die Stellung der Arbeiter so verbessert, daß sie in keinem Verhältnis zum Privatgeschäft steht, so ist es klar, daß dadurch die Genossenschaft geschwächt wird. Auch die mangelnde Treue der Mitglieder ist oft daran schuld, wenn sich eine Konsumgenossenschaft nicht gut entwickeln kann. Es braucht eben viel Idealismus, viel Selbstdisziplin, um als wahrer Genossenschafter bei der Genossenschaft freudig und pflichtbewußt mitzuschaffen. Darum muß gesagt werden, daß die Entwicklung echter Genossenschaftlichkeit ganz und gar bei jeder einzelnen Persönlichkeit liegt. Die Genossenschafter müssen in einem Vertrauensverhältnis zueinander stehen, damit die Genossenschaft gedeihen kann.

Lassen wir noch ein Wort von Dr. August Müller folgen: „Das Genossenschaftsprinzip erzieht zur Arbeit und zur Solidität. Es verbindet die Einzelwirtschaft mit dem großen Kreislaufe der Volkswirtschaft und erweckt somit den Sinn für solidarisches Handeln, für eine planmäßige Organisation der Wirtschaft." Gemeinsames Handeln, statt gegeneinander handeln, darauf kommt es an. „Das Endziel der Konsumgenossenschaft liegt in der Bildung einer Wirtschaftsgemeinde, in welcher die Produktion der Bedarfsgüter in den Dienst der Konsumation gestellt wird und die Verteilung der Güter nach dem Prinzip der Gerechtigkeit stattfindet," sagt Prof. Schaer.

E. V. A.

Gedanken zu einer Bäuerinnentagung.

Kürzlich war ich an der Tagung der Zürcher Bäuerinnen. Seit der Sassa sind verschiedene kantonale Landfrauenorganisationen im Entstehen begriffen; die zürcherische Tagung fand erst zum zweitenmal statt.

Der alljährlich von der Frauenzentrale einberufene „Zürcher Frauentag" wählt sich immer einen Sonntag aus. Die Zürcher Bauersfrauen wurden vom „bauernkulturellen Ausschuß" und von der „Frauenkommission" auf Donnerstag, den 1. Februar einberufen. „Mitten in der Woche — ob da viele kommen?" —

Man kann sich täuschen:

die Zürcher Landfrauen erschienen in imponierender Anzahl.

Kopf an Kopf füllten sie den riesigen Saal des Wipkinger Kirchgemeindehauses. Einfach gekleidete, arbeitsgewohnte Gestalten; in Zöpfe geflochtene Haare; freundliche, helle, suchende Blicke; da und dort, höchst selten, ein Trachtenmädchen.

Zwei Dinge verblüfften mich. Das eine erfüllte mich mit Freude und Hoffnung: die über 500 Frauen, die sicher nicht von ungefähr den Wunsch nach einer Organisation dokumentierten. Das andere machte mir einiges Unbehagen: auf dem Rednerpodium erblickte ich wohl drei Eidgenossen, aber —

keine Eidgenossin!

Soll eine so große Frauenversammlung ohne leitende Frauen durchgeführt werden? Ist das der Sinn von neuen Frauenorganisationen, daß sie männlichen Leitern unterstehen? Vor hundert Jahren, als die ersten Frauengruppen sich bildeten, ja, damals war es wohl üblich, daß Männer ihnen vorstanden. Aber heute sind längst alle Präsidenten durch Präsidentinnen ersetzt worden — soll das bei den schweizerischen Bäuerinnen nicht auch angestrebt werden?

So überlegte ich mir. Doch ich möchte nicht ungerecht sein. Es ist ein absolutes Verdienst, daß der Bauernverband und sein kultureller Ausschuß sich um die Sammlung der Frauen müht. Es ist lobenswert, daß man endlich erkannt hat, daß der schweizerische Bauer sich weder kulturell noch wirtschaftlich entwickeln kann, wenn seine Frau sich nicht auch entwickelt. Es ist verdienstlich, daß man die Landfrauen aus ihrer Abgeschlossenheit hervorholt, und daß man versucht, sie untereinander in Kontakt zu bringen.

Aber — aber — dieser winzige Grundstein erfordert einen sinn- und planvollen Aufbau. Wenn Herr Direktor Hofmann vom Strichhof die Frauen als „klassenbewußte Bäuerinnen" begrüßt, so ist diese Bezeichnung sicher in der heutigen Zeit nicht sehr wünschenswert und besser wäre es, man könnte recht bald von

„berufsbewußten Bäuerinnen"

sprechen. Denn das, was die Landfrauen heute zusammenbringt, sollte sich nicht erschöpfen im Bilden einer „Klasse". Sondern dieser Wunsch der Landfrauen nach Belehrung, nach Zusammenschluß, hat engsten Zusammenhang mit den Bestrebungen der gesamten Frauenbewegung. Die Landfrauen spüren es so gut wie die Stadtfrauen, daß die Stellung der Frau im Volksganzen heute noch nicht so ist, wie sie sein sollte. Sie ahnen, daß der Sinn des Lebens nicht erfüllt ist, wenn man stumpf und dumpf schafft, und wenn man nie den Mut findet, über seine vier Wände hinauszusehen. Das zahlreiche Erscheinen der Bauersfrauen beweist, daß in diesen Frauen

Wünsche und Hoffnungen

wach sind, die sie irgendwie zu stillen hoffen; beweist, daß ein Suchen und Drängen in ihnen lebt, das da ist, auch wenn es noch niemals ausgesprochen wurde.

Was wurde an dem Bäuerinnentag getan, um die Ziele der Bäuerinnenbewegung zu fördern? Es gab zwei Vorträge. Herr Pf. Ruhoff aus Zürich sprach über das Thema „Was hat uns Jeremias Gotthelf zu sagen". Ein packendes Thema, gewiß! Man soll Gotthelf lesen und kennen, sicher, er ist ein herrlicher Schriftsteller, ein Kenner der Volksseele — seiner Zeit, ein Wecker und Rufer — seiner Zeit. Damit ist nicht gesagt, daß Gotthelf nicht auch heute noch seine große — auch moralische — Bedeutung haben könnte. Nur — man darf ihn und sein Werk nicht etwa so auslegen, daß man den Schwerpunkt auf einen Ausspruch legt, wie etwa „Der Bauer weiß, daß die Frau am schönsten daheim ist!"

Verbunden mit den realen Aufgaben der Gegenwart waren die Ausführungen von Herrn Dr. Howald, Vizedirektor des Schweizerischen Bauernverbandes in Brugg. Er sprach zu den Frauen über die Ergebnisse der Landwirtschaft, über ihre kritische Lage: er forderte sie auf, an den Grundlagen für ein besseres Bauerntum mitzuarbeiten: Ausbildung für jedes Familienglied; solide wirtschaftliche Grundlage (klein anfangen, groß aufhören); die Pflege der „bäuerlichen Wirtschaftsgesinnung"; Arbeitsrationalisierung; Pflege der Selbsterhaltungs-Körperschaft: der Ehe-, Erziehungs-, Verwaltungs- und Erwerbsgemeinschaft, die die Bauernfamilie darstellt — diese „letzte Schanze, die wir verteidigen."

Beide Vorträge achtungswerte Leistungen, gewiß! Und wenn sie durch das Votum auch nur einer Frau ergänzt worden wären, so könnte man einigermaßen befriedigt sein. Doch die im Programm erwähnte „Allgemeine Aussprache" wurde leider gar nicht benutzt, so daß also in der ganzen Bäuerinnenversammlung tatsächlich keine einzige Bäuerin auch nur ein Wort sprach, auch nicht sprechen konnte. Und doch, wie hätte eine Frau Rednerin unter Umständen den Kontakt zu diesen 500 Frauen finden können! Wie wäre

der Standpunkt ein anderer gewesen,

von dem aus die Dinge beleuchtet worden wären. Denn nur, wenn der Frauenstandpunkt dem Männerstandpunkt beigestellt wird, entsteht etwas Besseres, als bisher war.

Was sind denn eigentlich die Ziele der Bäuerinnenbewegung? In allererster Linie ganz allgemein kulturelle: Schaffung von Ausbildungsmöglichkeiten; Säuglings-, Kinder-, Krankenpflege; Fortbildungsgelegenheiten! Dann: berufliche Förderung: Kurse über rationelle Hausführung; Hühner- und Schweinezucht; Haltung von Bienen; Blumenpflege! Wirtschaftliche Ziele: Schaffung von Absatzmöglichkeiten, von Heimarbeit. Weiter: Umreißen des Arbeitsgebietes der Bauersfrau; ihre Stellung zur Landarbeit, zur Familie, zum Haushalt — ach, man könnte das Programm noch so weit ausdehnen! So vieles müßte ja noch geschehen, um den

Ausgleich zwischen Stadt und Land

zu schaffen, der in der Schweiz mindestens so dringend ist, wie in andern Ländern. Aber das alles müßten Frauen mit Frauen besprechen. Die praktische Ausarbeitung eines Programms und die Rücksprache über die Notwendigkeit seiner materiellen und ideellen Ziele — das ist eine Arbeit, die möglichst bald in die Hände von Frauen gelegt werden müßte.

In diesem Zusammenhang muß ich — leider! — noch etwas beifügen. Der „Berner Frauenbund" und die „Berner Bäuerinnenvereinigung" haben eine Preisarbeit ausgeschrieben mit dem (ungefähren) Thema: „Was ist zu tun, um die Annäherung von Land- und Stadtfrauen zu fördern?" Dient es wohl diesem Ziel, wenn in einer öffentlichen Versammlung, vor Augen, hellhörigen, einsichtigen Bäuerinnen, lobend betont wird: „Sie (die Anwesenden!) sind ja nicht Vertreterinnen moderner Frauenemanzipation!" Oder: „Was würde Gotthelf zu den Stadtdamen mit Lippenstift und Schminke sagen? An Euch hätte er Freude, und an Eurer Trachtenbewegung!" Oder (nachdem man ungezählte mal auf die „Mehre" Aufgabe der Frau und Mutter hingewiesen): „... und nun bekommen Sie hoffentlich nicht den Größenwahn, und treten nicht etwa morgen der Liga für Frauenstimmrecht bei!"

Solche Bemerkungen könnten sehr leicht gegenteilige Wirkungen hervorrufen, als die gewünschten. Man spürt den Nachteil, der der Bäuerinnenbewegung erwächst, wenn sie sich von der gesamten Frauenbewegung absondern würde.

Und schließlich — und das ist noch wichtiger — vergrößern solche Bemerkungen die Kluft zwischen Stadt und Land — und das kann doch wahrhaftig heute im Wunsch und Willen von niemand liegen! Sondern das Gegenteil muß angestrebt werden: ein Ausgleich zwischen Stadt und Land!

Elisabeth Thommen.

Die Französin zu den Vorgängen in Paris.

„Tragische Ereignisse haben sich die letzten Tage abgespielt und wir stehen noch unter dem Eindruck, den das Losbrechen eines wahrhaften Aufruhrs in Paris uns machte. Wir forschen hier nicht nach den wahren Ursachen, noch nach den wirklich Verantwortlichen an diesen Zuständen, unser Blatt hat sich außerhalb des politischen Getriebes zu halten. Nicht aber da, wo wir das Recht, ja die Pflicht haben, Einspruch zu erheben, gegen die Tatsache, daß auf der Seite der Manifestanten wie auf der Seite der Hüter der Ordnung man mit einer bemühenden Heftigkeit vorging und daß die Franzosen diesseits und jenseits der Barrikaden verführt wurden, Schläge auszuteilen oder zu erhalten.

In diesem Augenblick betrauern Frauen und Mütter Männer oder Söhne. Opfer dieser tragischen Nacht. Mütter oder Frauen der Manifestanten. Mütter oder Frauen der Ordnungsmannschaften, alle sind sie französische Mütter, denen wir heute das Gefühl unserer schmerzlichen Verbundenheit aussprechen...

...Wir haben an einem Morgen in den Straßen von Paris ein Regiment junger Kavalleristen gesehen, welche die Menge ausspürt, als wären sie verantwortlich für begangene Taten oder für kommende, die ihnen etwa befohlen würden. Und bei diesem uns bedrängenden Anblick dachten wir an diese Burschen, die auch unsere Kinder hätten sein können, an ihre sorgenvollen Mütter, und Mitleid und Angst erfüllten uns.

Und hier erhebt sich die wirkliche Problematik der heutigen Stunde. So bemühend die Skandale waren, in die auch so viele der Politiker verwickelt sind, war es wirklich notwendig, daß deshalb die Menge durch gewalttätige Manifestationen ihren Abscheu zeigte und wenn der und jener Staatsmann diese und jene aufregende Maßnahme getroffen hatte, mußte die Menge es deshalb zum Blutvergießen kommen lassen und andererseits, konnte die Regierung angesichts der Erregung der Massen keine andern Maßnahmen treffen als Maschinengewehre loszulassen? Hat es nicht auf beiden Seiten an Kaltblütigkeit gefehlt, indem man sich so sehr erregte, die einen um das Regime zu retten, die andern um das Land zu befreien?

Für uns, die wir bei jeder Zeit und Gelegenheit die moralische Abrüstung und friedliche Methoden zur Regelung der Konflikte zwischen den Völkern befürworten, für uns wäre es Pflichtversäumnis, wenn wir nicht protestieren würden gegen die Machenschaften und Methoden des Krieges, die angewandt wurden. Denn wahrlich, es handelte sich wohl um Krieg und schlimmer noch, um Bürgerkrieg, in dem Franzosen, die Brüder sind, zum gegenseitigen Töten aufgerufen wurden...

Der „Verband der geistigen Kräfte Frankreichs", dessen Konstituierung auf guten Wegen ist, wird unverzüglich sein Manifest veröffentlichen; hoffen wir, daß die ihm angeschlossenen Vereinigungen in gemeinsamer Arbeit zusammen wirken können an der Säuberung des moralischen und sozialen Lebens, welche die öffentliche Meinung verlangt, empört durch die Unehrlichkeit der einen und das Ungeschick der andern.

Inzwischen vergessen wir Frauen nicht unsere Mission für den Frieden: vergessen wir nicht, daß die Vorsehung, die uns zu Müttern machte, uns damit die Pflicht gab, zu bewahren, zu schützen, zu beruhigen. Zu dieser Stunde müssen wir, wie immer unsere persönliche Meinung und Neigung sei, über die Kämpfe der Parteien hinweg, durch unsere Worte und unser Tun zur Entspannung der Geister beitragen und zur Wiederherstellung der Ordnung, deren das geeinte Frankreich so sehr bedarf, um sich aufzurichten und seinen momentan verlassenen Platz unter den Nationen wieder einzunehmen."

(Auszugsweise aus „La Française", der führenden französischen Frauenzeitschrift.)

Goebbels über die Frauenfrage im nationalsozialistischen Staat.

Auf der Amtswalterintendantur der nationalsozialistischen Frauenschaft, die am Sonntag im Preußenhaus stattfand, ergriff auch Reichsminister Goebbels das Wort zu grundsätzlichen Ausführungen, über die Frauenfrage. Er führte unter anderm aus: „Wenn die nationalsozialistische Bewegung bestimmte Gebiete der öffentlichen Betätigung der Frau vorenthalten hat, so gibt sie ihr andererseits dadurch ein Aequivalent, daß die Frau in dem ihr ureigensten Gebiete wieder zu einer absoluten und souveränen Beherrschung zurückgeführt wird. Für die echte Frau besteht gar keine Veranlassung mehr dafür, den Männern auf dem Gebiete der Männerarbeit irgendeine Idealkonkurrenz zu bereiten. Die Frau soll die Linien- und Formgebung der Männer mit innerer Fülle und Farbe erfüllen. Das ist durchaus keine Degradierung der Frau und keine Unterscheidung im Range. Das Gebiet der Politik muß der Mann absolut und uneingeschränkt für sich beanspruchen. Ureigenstes Gebiet der Frau ist die Familie, wo sie souverän sein soll. Die Behauptung ist absolut falsch, daß der Nationalsozialismus der Frau feindlich gegenüberstehe und die Absicht habe, sie überhaupt aus dem öffentlichen Leben und den Berufen herauszudrängen und sie zu einem Lebewesen zweiter Klasse zu degradieren." Goebbels erklärte weiter, er werde niemals die Hand dazu bieten, die natürliche Schwäche der Frau auszunutzen.

Es klingt so gut. Wie aber verträgt es sich mit den Entlassungen all der Lehrerinnen, Schulleiterinnen, Fürsorgerinnen, technischen Assistentinnen? Wie kann die Frau „souverän die Familie gestalten", wenn die Kinder frühzeitig von Schule und Staat eingereiht werden in außerhäusliches Leben? Wie kann sie „die Linien- und Formgebung des Mannes mit innerer Fülle und Farbe erfüllen", wenn sie ausgeschaltet ist von Mitarbeit an entscheidender Stelle? So fragen wir.

Im Spiegel des Alltags.

„Menschen im Hotel" könnten wir mit Fug und Recht diesen Artikel benennen, in dem eine Generalgouvernante uns ihren Tageslauf beschreibt. Anschaulich erzählt sie:

Der Aufmunterung der Redaktion des Frauenblattes folgend, von seinem Tagewerk zu berichten, möchte ich, so gut es möglich ist, einen Ausschnitt aus dem Betrieb eines guten Schweizer-Hotels geben, von einem Stück Arbeit erzählen, die unsichtbar für den Gast, sich sozusagen hinter den Kulissen abspielt, und die einer großen Anzahl von Frauen und Mädchen Beschäftigung und Auskommen gibt.

Das Hotel ist gleichsam ein erweiterter Haushalt, wo in Arbeitsteilung die nötigen Arbeiten ausgeführt werden, wo jedes an seinem bestimmten Platz nach einem geregelten Plan sein Tagewerk abwickelt, Arbeits- und Ruhestunden regelmäßig einander folgen, wo die Persönlichkeit des einzelnen zurücktreten muß vor der an seiner Stelle verlangten Arbeit, wo sich alles nur um eines dreht: den Gast zu befriedigen, so daß dieser sich umsorgt fühlt, und ihm seine Wünsche unauffällig von den Augen abgelesen werden. Diese Einstellung wird jedem Hotelangestellten von seinem Vorgesetzten eingeprägt, nach diesen Gesetzen wickelt sich das Tagesprogramm eines Hotelangestellten ab. Es werden nicht nur Handfertigkeiten verlangt, sondern eine persönliche Unterordnung und stete Aufmerksamkeit, ganz besonders bei jenen Angestellten, welche direkt mit dem Gast in Berührung kommen.

Ich will nun versuchen, einen Arbeitstag zu schildern, wie er sich für die Generalgouvernante eines erstklassigen Saisonhotels mit zirka 120 Fremdenbetten abspielt. Diese ist, wo nicht als erste Hilfe des Direktors oder Besitzers, dessen Frau mitarbeitet, der Mittelpunkt für alle Angestellten, die im Wirtschaftsbetrieb arbeiten. Ihr liegt die Kontrolle über den Warenverkehr, die Angestellten, ihre Arbeitsausführung, ihr Betragen und nicht zuletzt über deren Befinden und Verpflegung ob. Die Angestellten, die den ganzen Tag in ihrer Arbeit angespannt sind, müssen unbedingtes Vertrauen zu ihren ersten Vorgesetzten haben; denn erst dann ist ein erfolgreiches Zusammenarbeiten möglich. Organisation und Kontrolle sind heute in einem größeren Betrieb, der gut arbeiten will, unerläßlich.

Nun zum Tagewerk: Ich lasse mich vom Hausburschen punkt 6 Uhr wecken. Ich bin also nicht die erste. Dieser hat schon seine 30 Paar Schuhe geputzt. Wenn ich herunterkomme, sind die Parterreräumlichkeiten unter Leitung des Concierge von Liftboy, Hausburschen, Zimmermädchen und Saaltöchter bereits gereinigt und gelüftet. Ich ordne noch einige Kleinigkeiten, die von den Angestellten gerne übersehen werden, und wozu sie auch keine Zeit haben. Zeitschriften werden geordnet, alte entfernt und durch neue ersetzt, für Tinte, Federn, Papier wird gesorgt, Löschblätter ausgewechselt, ein Vorhang oder eine Decke geordnet usw. Punkt 7 Uhr frühstücken die Angestellten. Hier erreiche ich sie mit einem aufmunternden Wort und Anweisungen für ihre Tagesarbeit, oder habe einen Augenblick Zeit für ihre persönlichen Anliegen.

---

auch sie dem abnützenden Vorgang der Gewöhnung verfallen sollte. Ihr Wesen spiegelte hellhöriges Mißtrauen. Fand sie Thomas stiller als sonst, so suchte sie den Grund dazu in einer Gleichgültigkeit des Gefühls; fand sie ihn in seinem äußern Gebaren sorglos, als ehedem, so dachte sie an die Zeit, wo er peinlich viel Wert auf äußere Form gelegt. Das Bewußtsein, ausschließlich, ja überschwenglich geliebt zu werden, verlieh ihr ehemals eine blühende Lebensäußerung. Sie fühlte sich von sinnlicher Fülle getragen. Jetzt jedoch, wo diese Gewißheit einen Stoß bekommen, übertrieb sie alles in selbstquälerischer Lust, ja sie brachte es fertig, sich farblos, dürr und unschön zu finden, jedes Reizes entkleidet. Es überraschte sie deshalb aufs heftigste, als sie die keineswegs geringe Wirkung ihres Wesens auf Johannes erkannte.

Tage brachen an, in frische Farbe getaucht. Ihr Ohr stand neuem Tone offen. Hörte sie die Schritte des Freundes vor der Türe, so spürte sie das Blut pochen bis in die Fingerspitzen. Ihr Leben schien mit einem Schlag wiederum ein vollgesogener Schwamm, lebendig, ausgeweitet, unerhört belebt. Bücher, Musik Ausgänge, alles was sie vordem nur noch ermüdete, bekam neue Bedeutung. Einstmals, daran erinnerte sie sich besonders gut, warteten sie zusammen auf Thomas. Sie kamen aus dem Theater und saßen nun inmitten von vielen Menschen an einem kleinen Tischchen eines Kaffeehauses.

Es herrschte ein stetes Kommen und Gehen von Damen und Herren in Abendkleidern. Aus der Umrahmung von Pelz und Seide schälten sich angeregte Gesichter. In der Luft lag ein Duft wie von aufgeblühten Blumen. Den ganzen Weg vom Theater bis hierher sprachen die beiden kaum ein Wort. Der Grund davon lag in einem kleinen und unbedeutenden Vorfall. Als Johannes nämlich in der Garderobe des Theaters den Mantel um Marianne legte, streifte seine Hand ihre nackte Schulter. Er entschuldigte sich mit einem fremden Gesicht. Sein Aussehen mehr als anderes, beklemmte sie mit einem Schlag und sie fand keine Worte, das wachsende Unbehagen zu brechen. Auf der Straße drängten Automobile in rascher Folge. Johannes nahm den Arm seiner Begleiterin und suchte sich einen Durchgang. Auch später ließ er ihren Arm nicht los. Sein Gesicht bewahrte sich in abwesender Versunkenheit. Da riß Marianne beinah böse den Arm weg. Das aufwachende Erschrecken des Freundes brachte sie beinahe zum weinen.

Thomas war noch nicht da. Die Stimme, mit der Johannes Kaffee bestellte, klang seltsam spröde und trocken. Marianne schaute ihn an. „Er leidet ja," durchfuhr es sie, „nur Männer können so grambolle Gesichter bekommen." Unerwartet begann Johannes: „In Paris ist mir etwas Seltsames begegnet. Ich erzählte Ihnen schon von dem schweizerischen Ingenieur, dem ich hin und wieder bei Freunden begegnete. Daniel hieß er. Wir kannten uns nur oberflächlich, ich fand den Zugang zu seinem Wesen schwer. Eines Abends, ziemlich spät, besuchte er mich. „Ich sah Licht in Ihrem Zimmer," sagte er, „da wollte ich Sie im Vorbeigehen etwas fragen." Er machte in diesem Augenblick den Eindruck eines Verstörten. „Was würden Sie zu einem Menschen sagen" fuhr er weiter, „der nach vieljähriger vertrauensvoller Einstimmigkeit völlig unerwartet zu Ihnen sagt, ich liebe dich nicht mehr. Kann man sich einen ärmeren Teufel vorstellen, mehr verraten, mehr beleidigt?" Ich fühlte mich dermaßen bestürzt über diesen unerwarteten Ueberfall, daß ich kein Wort sagen konnte. Ich sah, wie mein seltsamer nächtlicher Gast aufstand und zur Türe ging. Ich ließ ihn gehen. Ich sprang ihm nicht nach, ich riß nicht das Fenster auf, um ihm zurückzurufen. Ich wußte zum voraus, daß ich diesen Leid nicht gewachsen war. Ich weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist..."

„Eine seltsame Geschichte," sagte Marianne leise, „eine eigentümliche Geschichte. Aber warum erzählen Sie diese?"

Da schien es, als ob Johannes aus tiefem Nachdenken aufwachte.

„Ich weiß selbst nicht", sagte er einfach und sein Gesicht nahm einen genauäten Ausdruck an. Thomas kam...

Johannes spielte mit einem Briefbeschwerer aus Bronce, der auf Thomas' Arbeitstisch lag. Er stellte eine fremde Frauenfigur dar, hinter deren Rücken die Schlange über dem gebeugten Kopf hervorzüngelte. Der Hausherr lag in einem Stuhl und las, während Marianne unter dem geöffneten Fenster saß. Es war ein früher, milder Februartag, das Gesimse fühlte sich warm an von der Sonne.

„Schau," sagte Marianne und sie hielt ihre Hände ins Licht Thomas legte das Buch zur Seite.

„Ja," sagte er, „man riecht den Frühling. Wollen wir diesen Sommer ans Meer fahren?"

Marianne klatschte in die Hände. Sie sprang vom Gesimse herunter. Da sah sie Johannes Hände ganz weiß von der heftigen Umfassung um den Bronceleib ihre Blicke begegneten sich, eine glühende Leidenschaft sprang ihr daraus entgegen. Sie lächelte hilflos wandte sich ab und die Fenster schließend sagte sie erschauernd:

„Es ist zu früh dazu."

Als Thomas sich zum Gehen wandte, nahm auch Johannes Hut und Mantel. Er gab Marianne die Hand nicht, er verbeugte sich bloß und ging.

Tags darauf wartete sie in Bangen und Hoffen auf sein Kommen. Sie machte sich eine klare Vorstellung von dem, was sie bewegte. Sie stand am Fenster und blickte auf die Straße herunter. In diesem Augenblick brachte ihr das Dienstmädchen einen Eilbrief:

„Marianne", schrieb Johannes, „wie könnte ich in dieser Stadt weiter leben, seitdem ich weiß, mit welch einer verlorenen Leidenschaft ich Sie liebe."

Sie las diese Worte immer und immer wieder. Es konnte unmöglich wahr sein. Endlich begriff sie. Da warf sie beide Arme vor das Gesicht. Ein schütteltides Weh brach aus ihr hervor. Sie fühlte sich nochmals vom Leben betrogen.

Leer schien ihr das Leben. Blumenlos-dütelos. Sie dachte: Wie können Frauen nur ein Leben aushalten, aus dem das Erwartungsvolle, der unbekannte Morgen gewichen? Sie sagte zu Thomas, als sie in einem kleinen Fischerdorf des mittelländischen Meeres hausten:

„Nun erlebe ich alles, nach dem ich so brennend verlangte, den Schrei der Vögel und das Rauschen des Wassers; der Sand ist so heiß, daß ich mich anschmiege daran wie an eine atmende Brust. Und doch..."

Da sagte sie beinahe trotzig:

„Was bedeutet mir alles ohne die Trunkenheit der Seele?"

Thomas meinte nachdenklich: „Es gibt etwas für uns Menschen, das schöner ist als Rausch".

„Das kann nicht sein", rief sie leidenschaftlich, „es soll auch nicht sein, ich verabscheue alles, was nach Ergebung aussieht. Ich mag die Flamme meiner Erwartung nicht herabschrauben. Ich hasse die Klugen, die sich aus der Not eine Tugend zimmern."

Sie weinte beinahe.

Dann finde auch ich Zeit zum Frühstück, denn auf 8 Uhr müssen die Tagesbestellungen, wie Fleisch, Früchte, Brötchen erledigt sein.

Alle Neueingänge passieren zuerst die Wage und werden sofort im Journal der Warenkontrolle gebucht. Die Tagesvorräte für die Küche werden abgewogen, und gegen einen „Bon" vom Küchenchef herausgegeben. — Abreisen und Ankünfte werden der Etage, dem Oberkellner und Concierge gemeldet, die Reinigung der Zimmer angeordnet, und jedes Zimmer wird von mir bis in die kleinsten Details kontrolliert, bevor es einem neuen Gaste übergeben wird. Ein Vormittag geht unglaublich schnell vorbei. Da versagt ein Motor, und ich muß sofort für eine rasche Reparatur besorgt sein. Die Wäscherei darf nicht vergessen werden, denn die beiden Frauen, die den ganzen Tag am Waschtrog stehen, haben auch ihre Anliegen, und erwarten „meinen Besuch". Ein Gang durch den Garten gibt mir einen Ueberblick über genußreife Gemüse und Früchte. Gewöhnlich hat der Gärtner einen Arm voll Blumen bereit, die ich gleich mitnehme. — In Office und Küche herrscht am Vormittag Hochbetrieb. Die Kaffeeköchin arbeitet mit hochrotem Kopf. Kaffee, Tee, Milch, Schokolade müssen bereit gehalten werden, zwei Eier drei Minuten, ein Ei vier Minuten, Porridge, Birchermüesli, Schinken usw. werden bestellt. Alles muß richtig ausgeführt, und darf nur gegen einen Gutschein, wobei Zimmernummer, Bestellung und Nummer des servierenden Angestellten angegeben sind, abgegeben werden. Im Office werden von der Officegouvernante die Frühstückstablette gerichtet, Früchte in Schalen und Blumen in Vasen geordnet. Manchmal heißt es mithelfen, denn es darf keine Stockung geben. Nach 10 Uhr wird im Saal kein Frühstück mehr serviert; bis dann müssen auch die Extrabestellungen für den Lunch dem Küchenchef überreicht sein. Um 11½ Uhr erhalten die Angestellten ihr Mittagessen, die während dieser Zeit beschäftigten Angestellten gleich daran anschließend. Um 12.25 Uhr ertönt der erste Gongschlag zum Lunch. Küchen-, Office- und Saalpersonal sind auf dem Posten. Die Bestellungen werden von mir in knappen, exakten Ordres in die Küche geleitet, z. B. „premier pour deux" (Vorspeise für zwei Personen), oder „deuxième supplément pour quatre" (Hauptplatte, Nachservice für vier Personen). Der Kellerbursche besorgt den bestellten Wein, der eventuell gekühlt oder in Eis gestellt werden muß. Kein Wort wird gesprochen, jede Platte, die mit denselben Ordres von der Küche herauf kommt, wird kontrolliert und der Plattenrand nochmals nachgerieben. Leere Platten räume ich sofort weg, Reste wandern zurück in die Küche. Mit einem gut organisierten Service kann sehr viel gespart und zur Zufriedenheit der Gäste beigetragen werden. Das bedienende Personal muß seinen Kopf unbedingt frei haben für den Service und darf weder abgehetzt noch aufgeregt aussehen.

Um ca. 2 Uhr finde auch ich Zeit zum Mittagessen, das mir ebenso sorgfältig wie einem Gaste serviert wird. Nachher nehme ich meine Ruhestunde. Auch den Angestellten wird abwechselnd eine Ruhestunde eingeräumt. Am Nachmittag werden oft noch Zimmer gereinigt, um sie für neu ankommende Gäste bereit zu halten. Oft ist es erforderlich, ein Zimmer in einer halben Stunde bereit zu halten, wobei der Boden aufgerieben und frisch gewichst, Betten gerichtet, Schränke und Schubladen ausgerieben und mit Papier frisch ausgelegt, Teppiche gereinigt werden müssen usw. In kürzester Zeit muß ein Salon eingerichtet, Unerwünschtes entfernt oder Neues hinzugefügt werden.

Man mache sich ein Bild vom Arbeitspensum in der Lingerie, wo eine Gouvernante und eine Lingère zusammen mit einer Aushilfe in ein paar Stunden die ganze Wäsche, welche aus der Wäscherei kommt, besorgen bei einem Bestand von ca. 900 Leintüchern, ebenso vielen Kissenbezügen, über Tausend Servietten und Handtüchern, etwa 150 Tischtüchern. Dieser Vorrat in den Regalen schmilzt bei vollbesetztem Hause jeweils am Vormittag, wenn die frische Wäsche herausgegeben und die schmutzige an die Wäscherei weitergeleitet worden ist, auf ein kleines Häufchen zusammen. Die elektrische Mangmaschine klappert, Bügeleisen, Nähmaschine sind in Funktion. Die Lingeriegouvernante hat eine Wäschbuchhaltung zu führen, wobei Ein- und Ausgang gebucht, frische Wäsche nur gegen schmutzige ausgetauscht und jeder Mehrbetrag nur gegen Gutschein herausgegeben wird. Sie ist auch verantwortlich für den Wäschebestand am Ende der Saison.

Nachmittags und abends stehe ich den Gästen zur Verfügung und arbeite im Bureau. Die Bons werden kontrolliert, oft auch nur Stichproben gemacht, Saal- und Wäschebuch kontrolliert, Waren-Ein- und -Ausgang gebucht. Kein Gläschen Cognac sollte verschwinden können, ohne daß sein Fehlen aus der Kontrolle ersichtlich wäre. Am Abend werden die Bestellungen für den folgenden Tag nach dem Speisezettel des Küchenchefs, wenn dieser vom Direktor genehmigt ist, aufnotiert und dem Direktor vorgelegt. Um 11 Uhr suche ich meistens mein Zimmer auf, die Angestellten sind außer den wenigen, welche Spätdienst haben, bereits schlafen gegangen. Der Direktor wartet meistens noch den Spätzug ab und macht die letzte Kontrolle.

Es gäbe noch manches zu erzählen. Der Angestellte beobachtet die Gäste viel mehr, als diese es ahnen. Sonderbare Menschen steigen oft in einem Hotel ab. Die Leitung eines gut geführten Hotels, die den Gästen eine individuelle Aufmerksamkeit zukommen lassen will, notiert sich in einem Gästejournal besondere Wünsche und Gewohnheiten der Gäste, sowie auch deren Zimmernummer. Wenn der Gast nach Jahren wieder kommt, wird er nicht als Fremder empfangen, dasselbe Zimmer wird ihm wenn möglich eingeräumt, dessen schöne Lage und Aussicht in die Berge ihn vor Jahren entzückt haben.

Ein Fremdenhotel bietet auch seinen Angestellten manche Abwechslung durch sein buntes, unterhaltendes Leben. Sportplätze, Hausorchester, Tanz- und Sportlehrer oder Lehrerinnen, Wandertruppen von Künstlern gehören in sein Bereich.

Die strengen Arbeitstage der Hochsaison stellen große Anforderungen an Gesundheit und Arbeitskräfte aller Angestellten. Der volle Betrieb dauert höchstens zwei Monate, er steigt langsam an und flaut plötzlich ab. Die Hotelleitung muß es verstehen, nur die nötigen Angestellten zu engagieren, und überflüssiges Personal sofort auszuschalten, denn sie nehmen den andern nur den Verdienst weg und bringen Unzufriedenheit. Wenn es auch strenge Arbeitstage sind, so bringen sie gutes Einkommen und jeder tüchtige Angestellte, der den Mut und die Ausdauer zum Vorwärtskommen hat, wird sich im Hotelgewerbe mit Erfolg betätigen können.

P. S.

Tod im Altersheim.

Es gibt Menschen, die so leise durch das Leben gehen daß wir sie kaum wahrnehmen und ihr Tod erregt keine größeren Kreise, als es ein Rosenblatt täte, das auf eine stille Wasserfläche fällt. Und doch war ihr Leben in seiner Art eine Heldentat, weniger im eigentlichen Tun, als in der Art, wie sie die Schwere ihres Geschickes ertrugen. Ich möchte hier erzählen vom Leben und Sterben einer solchen Frau, welche diesen Monat in einem unserer Altersheime ihr Leben abschloß.

Als ich die stille, kleine Babette kennen lernte, war die größere Hälfte ihres Lebens schon gelebt.

Es war ein dunkler Abend, ich hatte mich etwas verspätet, weil es im Heim mit der Leiterin noch allerlei zu besprechen gegeben hatte. Da klingelte die Hausglocke und herein trat Babette in einem altmodischen, aber sauberen Mantel, mit einem nach hinten geschobenen Hut, der besser auf einen jüngeren Kopf gepaßt hätte, in der Hand ein Köfferchen, das für ihre schwachen Kräfte viel zu groß war. Die Leiterin und ich, wir riefen wie aus einem Mund: „Aber, wie kommen Sie so spät zu uns hinaus?", wußten wir doch, daß es um diese Stunde keine Bahnverbindung gab.

Natürlich, in ihrer Bescheidenheit, hatte sie sich nicht getraut, ihre Ankunft anzuzeigen. Sie nahm am Bahnhof tapfer ihre Last auf sich, wagte es auch erst nach langem Irren, einen daherkommenden Knaben nach dem Weg zu fragen, war natürlich ganz fehl gegangen und mußte wieder ein großes Stück Landstraße zurück wandern. So war sie nun da, müde, erhitzt, die Augen voller Angst und Tränen.

Erst nach und nach bekamen wir etwas von ihrer Lebensgeschichte zu hören. Nur so bei Gelegenheit enthüllte sich uns diese oder jene Episode ihres Lebens mehr fast erzählten uns ein paar arme Verwandte bei gelegentlichen Besuchen oder die Gönner, die sie in unser Heim placiert hatten.

Ganz jung, mußte sie ihre Mutter verlieren; als das letzte Kind einer armen und großen Familie ist ihre Jugend wohl ohne viel Freude und Liebe gewesen. Dann erlernte sie den Beruf einer Büglerin und bald durfte sie das große Frauenglück erleben, wurde geliebt von einem Mann, der so schön und gut war — —.

Weiter kam sie nie in der Beschreibung, da hörte alle Beherrschung auf, über dem Unglaublichen, daß sie diesen Mann schon nach ganz kurzer Ehe plötzlich hatte verlieren müssen.

Was blieb übrig? — Sie ging wieder als Büglerin in die Kundenhäuser. Lautlos erschien sie zur bestimmten Zeit in den vornehmen Häusern, packte aus ihrer Lebertasche das schneeweiße Zierschürzchen, ohne das ihr ein Hantieren am Bügeltisch unmöglich schien: arbeitete still, in bescheidener Emsigkeit und weil sie so exakt und anspruchslos war, so übersah man ihre Langsamkeit.

Dann zeigte sich das schwere Leiden, an dem ihre Mutter gestorben war, auch bei ihr. Eine Operation wurde notwendig. Sie überstand sie, aber vollarbeitsfähig ward sie nicht mehr. Es mußte für sie gesorgt werden. Ein Ueberbringen in die Heimatgemeinde wäre eine Härte ohnegleichen gewesen, denn diese war ein Ort in einem anders sprachlichen Kanton, in dem sie ganz fremd war. So ermöglichten es ihre Gönner, sie in unser Heim unterzubringen.

Da war sie nun, die ersten Tage ein welkes Pflänzchen, das immer nur an das Leid der letzten Wochen zurück denken mußte, wo eine harte Hauswirtin ihr, wegen dem ausstehenden Mietzins, das Letzte was sie aus ihrer Ehe gerettet hatte, einen runden Tisch zurückbehalten hatte. Dieser runde Tisch figurierte in all ihren Erzählungen und weil sie im Ganzen so wenig sprach, so wurde er in meiner Vorstellung immer größer und wichtiger. Ich hätte ihr so gerne dazu verholfen, ihn wieder einzulösen, aber es kommen so viele mit Kummer und schwerer Vergangenheit in's Altersheim. Fast einer jeden steht so ein Gegenstand im Mittelpunkt ihres Leibes. Wie oft muß da das Helfen unterbleiben, weil die Mittel fehlen.

Unsere Babette hatte noch ein paar Jahre leidlicher Gesundheit. Sie durfte einmal im Monat bei ihrer Lieblingsherrschaft bügeln. Es nahm kein Ende, wenn sie heim kam, das Erzählen, von den feinen, seidenen Herrenhemden, die sie dort hatte bügeln dürfen und von der Güte der Herrschaft, die ihr extra ein Haferflüppchen hatte kochen lassen, weil sie ja so wenig essen konnte. —

Dann meldeten sich wieder die Schmerzen. Sie wurde bettlägerig, sie zerfiel zusehends. Je schwächer sie wurde, je mehr hatte sie Angst, Mühe zu verursachen. Wie groß leuchteten ihre schönen Rehaugen, als das Christkind ihr ein Bäumchen an das Bett brachte. Wie sie mir damals mit leisen Dankesworten so viel Freude machte, dachte ich nicht, daß ich ihr zum letzten Mal die Hand drücken durfte.

Das Sterbestündchen kam unerwartet rasch. Wie sie die Hausmutter mit ängstlichem Blick über sich gebeugt sah, dachte sie nur daran, dieselbe zu beruhigen und sie versicherte, trotz den Qualen, die ihre Züge nicht zu verbergen mochten: „Ich habe nicht so arge Schmerzen" und später: „Der Armenlarg ist dann lange gut genug für mich", und dann noch, kaum hörbar, mit allerletzter Anstrengung: „Ich brauche ja keinen Grabstein — —"

Dann schwieg ihr Mund, ihre Augen schlossen sich, nur noch das arme Herz weigerte sich eine kleine Weile, still zu stehen.

Arme, kleine Babette, du feine, zarte Seele, unbeschwert sollst Du in Gottes warmer Erde ausruhen. Deinen Grabstein hast Du Dir selber gesetzt in den Herzen derer, die Dich kannten, denn es ist nicht vielen möglich trotz Armut und Not so hochgesinnt und vornehm durchs Leben zu gehen.

Alice Stierlin

Von Büchern.

Franziska Baumgarten. Die Charaktereigenschaften. Verlag A. Francke A.-G. Bern. Broschiert Franken 3.80.

Der Erforschung der Grundprobleme der Charakterologie gilt die von der Berner Privatdozentin Franziska Baumgarten herausgegebene Schriftenreihe „Beiträge zur Charakter- und Persönlichkeitsforschung". Als 1. Heft läßt sie selbst eine Schrift über die Charaktereigenschaften erscheinen.

Die Autorin geht nicht von dem umstrittenen Begriff des Charakters, dessen Umschreibungen sie ideengeschichtlich darstellt, aus, sondern verlegt ihren Ausgangspunkt weiter zurück auf die Charaktereigenschaften. Diese definiert sie als konstante psychische Richtkräfte, die das aktive und reaktive Verhalten des Menschen in der Umwelt bestimmen; sie bilden in ihrer Gesamtheit zusammen mit anderen Konstituenten, den Gefühlen, Trieben, der Intelligenz, dem Temperament und den spezifischen Begabungen, eine bestimmte Struktur, den Charakter.

Als Hauptthema stellt sich der Arbeit die Frage der Beziehung zwischen dem menschlichen Verhalten und den Eigenschaften des Charakters. Der Gedanke, daß beide auseinanderfallen können, daß eine gute Eigenschaft ein moralisch als schlecht bewertetes Verhalten auslösen, ein ethisch anerkanntes Verhalten dagegen auch aus trüben Quellen fließen kann, ist für die Praxis von großer Wichtigkeit. Jede Analyse muß eine solche mehrfache Determination des Verhaltens berücksichtigen, immer muß das Verhalten erst im Sinne seiner Determination gedeutet werden. Mit der Deutungsmethode selber wird sich eine zweite, demnächst erscheinende Schrift von Fr. Baumgarten befassen.

Die Abhandlung versucht weiter, alle bekannten Bezeichnungen von Charaktereigenschaften zusammenzustellen, um auf Grund dieses Inventars von über 1000 Ausdrücken an eine Klassifikation zu gehen. Endlich wird der Gedanke der mehrfachen Determination an Hand zahlreicher Beispiele ausgeführt. Die sorgfältige Schrift, welche in umsichtiger Weise den Bestand des Materials an charakterologischen Grundphänomenen aufnimmt, wird ein wertvoller Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen sein. Auch als klärende Grundlage für die selbständige Arbeit des Berufsberaters, Pädagogen und als Beitrag zur Menschenkenntnis überhaupt, wird sie ihre Bedeutung erhalten.

3.

Ein Bergschulheim über Locarno.

Der klarblaue Himmel über dem Lago Maggiore spendet wohl nirgends so reichlich Licht und Wärme als am Bergeshang über Locarno, wo See- und Bergluft gleichzeitig ihre Heilkräfte ausströmen und eine unvergleichliche Reinheit der Atmosphäre erzeugen.

Das Bergschulheim Orselina bietet zarten kräftigungsbedürftigen Kindern im Schulalter und jungen Menschen, die neben Erholung, Spiel und Sport doch nach Kräften ihren Schulpflichten nachkommen wollen, passenden Aufenthalt. Die Leiterin ist für Unterricht besorgt, der sich die schöpferisch-tätige Entfaltung des Schülers zum Ziele setzt und gleichzeitig dessen körperlich-seelische Kräftigung fördert. So wird dem Malen, Modellieren, der Handarbeit, Gesang und musikalisch-rhythmischer Erziehung besonderer Wert beigelegt, neben Gymnastik und den sog. Hauptschulfächern und Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch). Eine sorgfältige Verpflegung und gesunde Nahrung trägt das ihrige zur Stärkung bei.

Die Preise sind der Zeit entsprechend niedrig. Auch Ferienkinder finden Aufnahme. (Ausgeschlossen sind Kinder mit ansteckenden Krankheiten.) Kinder, die auswärts wohnen, können zu bescheidenem Preis am Schulunterricht teilnehmen. Auskunft und Referenzen durch die Leitung: Frau E. Schmidt, nel Prato allegro, Orselina.

Kleine Rundschau.

Frauen in der Schulpflege.

In Luzern wurden Frl. Weber, Buchhalterin der Viscose A.-G. und Frau Jäggi-Winkler, Lehrerin an der Hotelfachschule in die Aufsichtskommission der Städt. Mädchen-Handelsschule gewählt.

Berichtigung.

Wie uns soeben mitgeteilt wird, ist Dr. Irene Steiner (s. Kl. Rundschau von Nr. 6) nicht in Zürich, sondern im Kt. Aargau aufgewachsen.

Von Kursen und Tagungen.

Bern: Sonntag, 25. Februar, im Großratssaal: Bernischer Frauenbund. Erweiterte Delegiertenversammlung. Programm: 10.45 Uhr: Beginn der Versammlung. 11 Uhr: Entwicklung und Krise der Demokratie. Referent: Herr Prof. Dr. W. Näf. 14 Uhr: Die Frau und die Demokratie. Referentin: Maria Waser. 15 Uhr: Was bringt das geplante Mädchenheim in Münsingen unserer gefährdeten weiblichen Jugend? Referent: Herr Dr. J. Leuenberger, Vorsteher des Kantonalen Jugendamtes.

Versammlungs-Anzeiger

Bern: Montag, 26. Februar, im Daheim: Vereinigung bernischer Akademikerinnen. Vortrag v. Dora Scheuner über Fragen des modernen Judentums in der jüdischen Literatur.

Schaffhausen: Dienstag, 20. Februar, 20 Uhr, in der Randenburg: Generalversammlung des Frauenzentrale Schaffhausen. — „Mütter und erwachsene Töchter". Vortrag von Fräulein R. Göttisheim, Basel.

Winterthur: Verband Frauenhilfe, Mittwochabende in

Tößfeld, Kindergarten: Dienstag, 20. Februar, 20 Uhr: „Wir Frauen und unsere Kleidung", Frau Dr. Keller.

Seen, Schulhaus: Montag, 26. Februar, 20 Uhr: „Ratschläge für häusliche Krankenpflege", von Schwester Anny Heß.

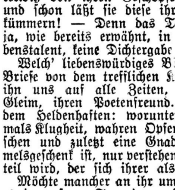
Zürich: Freitag, 23. Februar, 20 Uhr, Großmünsterschulhaus. Frauenbildungskurse, „Der starke und der schwache Charakter in der Gemeinschaft". Kurs von Dr. Fritz Schär.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Blumenstraße 25. Telephon 32.203.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik (ad interim): Helene David, St. Gallen.



Selbst Säuglingen

kann Banago schon nach den ersten Monaten als nie verleidende Zusatznahrung in Milch usw. verabfolgt werden. Leicht verdaulich, blut- und knochenstärkend 33/97

BANAGO

Früchte-Praliné Nago 10er und 20er sind fein und gesund. Muster gegen Nago-Rabattscheine von NAGO OLTEN.

Ein Jahr verging. Eines Abends kam Marianne wie oft schon an dem Hause vorbei, das Johannes gehörte. Zu ihrem Erstaunen standen die Fenster weit offen. Es kam ihr vor, als habe ein Mensch nach langem Schlaf die Augen aufgeschlagen. Er war also zurückgekehrt. Sie erschrak jäh. Hinter diesen Fenstern lag das unbekannte Wunderbare, das Rätelhafte. Der notbraune Vorhang bewegte sich im Abendwind. Es schien wie ein geflüsterter Gruß. Sie spürte aufs Neue die Nähe des Freundes und in tiefer Verwirrung ging sie nach Hause.

Sie, die ewig Hungernde nach dem Mysterium, spürte die wohlbekannten Gänge ihres Daseins neu durchpulst. Alle ihre Wege endeten vor jenem Hause. Sie fragte sich: gelten diese Besuche wirklich dem Manne, der dort wohnt? Sie suchte sich alles von ihm zu vergegenwärtigen, seine Stimme, die Farbe seiner Haare, sein weißes Halstuch. Einmal verfolgte sie tagelang ein veinigendes Unvermögen; sie war nicht imstande, sich sein Gesicht vorzustellen. Alles löste sich auf in Einzelheiten: da war die Hand und sie sah die Haltung des Kopfes. Es eignete ihm eine ungewöhnliche Art, gewisse Worte zu betonen. Sie spürte auch den leichten Zigarettenduft, der seinen Kleidern entströmte. Aber all das flatterte vereinzelt in der Luft, es ließ sich nicht zusammenfassen.

Wie seltsam, dachte sie gequält und sie erinnerte sich an jenen Februartag, als sie unter dem geöffneten Fenster gesessen und Thomas von einem Aufenthalt am Meere sprach. Johannes Knöchel wurden weiß von der engen Umklammerung der kleinen Bronce. Sein Blick traf sie wie eine Gluttwelle. Sie wartete auf ihn am andern Tag. Empfindungen, die sie nicht enträtselt, aber die in ihrer Stärke an steigende Wasser gemahnten, brandeten in ihr. Er kam nicht. Er kam überhaupt nicht mehr.

Und nun, fragte sie sich wieder, galten diese täglichen Besuche ihm, dem fernen Freund, dem schon irgendwie Entgleiteenden? Nein, murmelte sie, nicht Johannes galten sie. Ihr selbst, ihrer Liebe, ihrem Wesen, das sich verdunkelte, wenn es nicht von dem schicksalhaften Walten geistiger und sinnlicher Kräfte durchdrungen war.

Marianne saß auf dem Balkon eines luftigen Hauses. Es war Frühling geworden und das Verlangen, ihn nahe zu erleben, bewog sie, die Einladung ihrer Freundin in ländliche Umgebung anzunehmen. Ihr Haus stand am Ufer des Sees, wo das Schilf am höchsten wuchs. Es war ein Atelierhaus, mit einer Holzlaube, die unter dem Giebel das Gebäude wie einen Gürtel umfpannte. Sabine Luzzi war Malerin. Unruhigen Geistes, ein Feind des Beharrens und endgültiger Entschlüsse, immer dem Augenblick brennend zugetan, ihn tief auschöpfend, von einer wunderbaren Eindringlichkeit, erstaunte ihr Wesen stets aufs Neue. Sie zählte zu den Menschen, die keiner Zeit anzugehören schienen, sie überrannte alle Grenzen, hielt nach dem Seltsamen Ausschau und besaß eine feine Witterung für wirkliche Werte. Das Bedürfnis, Verborgenes zu erforschen, setzte sie oft in den Geruch menschlich schöner Bereitwilligkeit. Sie ließ es sich angezwinkernd gefallen, es bestwerte ihr Gewissen nicht, sie besaß viel Sinn für die komische Seite des Lebens und es lag ihr vor allem daran, mit immer klarem Blick eigene und fremde Schwächen ehrlich zu durchschauen. Sie wußte zum Beispiel genau, daß sie unbeständigen Geistes ihre Neigungen ziemlich oft wechselte und sie zürnte sich selbst darob. Sie ertappte sich nur zu oft auf einem blinzelnden, kühlen Schauen just diesen Menschen gegenüber, die sie einst begeistert an ihr Herz genommen. Einer ihrer besten Freunde, einer der seltenen, den sie auf die Dauer behielt, weil dieser klug den Reiz einer letzten Ferne bewahrte, sagte einst zu ihr:

„Dir fehlt die Güte der Einfachen, Sabine."

Und doch konnte sie weinen über ein paar traurige Augen oder einen hinkenden Hund. Einmal sperrte sie sich zwei Tage in ihr Zimmer ein. Das geschah damals, als sie Dostojewski gelesen. Ja, sie besaß viel Herz, das kultivierteste Gefühl und ein sehr launenhaftes Empfinden. (Fortsetzung folgt.)

Die Karschin, Friedrich des Großen Volksdichterin.

Ein Leben in Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von Elisabeth Hausmann. Mit 31 Bildseiten, 412 Seiten, Ganzleinwand, Mk. 6.—. Erschienen im Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Man darf zunächst keine Dichtezin erwarten, das war sie nur anscheinend, war es nur ihrer Zeit und zudem eine Gelegenheitsdichterin, eine Poetin der Stunde. Ihrem innersten Wesen nach war sie, was man ehemals einen „genialischen Menschen" nannte. Und ist es nicht schon allein ein Wunder aus Not und geistiger Bedrückung in diese innere Freiheit sich hinaufzuentfalten zu dieser Herzenswärme und Charakterstärke? Ermutigt sie nicht heute noch manchen in Armseligkeit und Not sich Hinsiechenden, sagt ihr Leben ihm nicht, daß es nur einer Fügung bedarf, einer freundlichen Begegnung; und die Seele brennt auf, die unter der Asche des Grams und der Kümmernis zu erlöschen schien!

Ja ist es nicht schön zu wissen, daß die Welt nur Charakter, Wärme, Klugheit, einfachsten Mutterwitz von ihren Geschöpfen erwartet und erhofft und schon läßt sie diese ihre Schützlinge nicht verkümmern! — Denn das Talent der Karschin war ja, wie bereits erwähnt, in der Hauptsache ein Lebenstalent, keine Dichtergabe in strengerem Sinne...

Welch' liebenswürdiges Bild entwirft sie in ihren Briefe von dem trefflichen Kupferstecher und bewahrte ihn uns auf alle Zeiten, wie sichtbar macht sie Gleim, ihren Poetenfreund. Wie schlägt ihr Herz dem Heldenhaften: worunter man schließlich abermals Klugheit, wahren Opfergeist, Liebe zu den Menschen und zuletzt eine Gnade, welche reinstes Himmelsgeschenk ist, nur verstehen wird und welche dem zuteil wird, der sich ihrer als würdig erweist.

Möchte mancher an ihr umlernen (wie viele müßten es in unseren Tagen), an dieser starken, ursprünglichen Natur, die einen einzigen Feind hatte: ihren eigenen Ehemann, den sie dann freilich, nachdem er wie ein bösartiges Tier sich gefangen gelassen mußte, einmal aus Herzensgrund abkanzelte. Gefallen hat mir dieser Brief (so berechtigt, er ist sowohl an sich, als auch von ihren traurigen Tagen aus gesehen) am wenigsten. Denn er erinnerte mich ein wenig an einen Baum, unter dessen Aesten sich eine Eule verflogen und die nun von aberhundert kleinen Spatzen aus nächster Nähe ausgescholten und angefeindet wird: sie kann sich ja nicht bewegen, die nachtträge berische Eule. Beinah hätte mich dieser eine Brief um die Erbauung des Buches selber gebracht, das ein Bild ihrer Zeit ist, natürlich ungeziert und doch alles Wesentliche spiegelnd. Aber verlangen wir nicht Heldentum, wo Menschentum das Wahre ist und loben wir die Findigkeit, den guten Blick der Herausgeberin und stellen wir es sichtbar an seinen ihm mit allem Recht zukommenden Platz.

Regina Ullmann.

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund

empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:

Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrersstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080

P 1647G

Familien nun Ihr GROSSEN HERDER Der Dofu

Was sind und wie wirken **Geld** und **Gold**?
Das Spannungsverhältnis **Japan-Amerika-England**?
Wer ist u. was schuf Stefan **George**?
Was heißt **Lebensgestaltung**?
Wie entsteht und arbeitet ein **Kraftwagen**?
Hat **Leichtathletik** nur Wert für den Körper?

Alles im NEUEN LEXIKONTYP

Auskunft von Herder i Freiburg i Br

Evang. Töchterinstitut Horgen
Koch- und Haushaltungsschule
— gegründet 1897 —
Auf Wunsch Unterricht in Fremdsprachen u. Musik.
Kursbeginn: 1. Mai und 1. November
Halb- und Ganz-Jahreskurse – Staatl. subventioniert
Diplomierte Lehrkräfte — Prospekte versenden:
Der Dir.-Präs.: **J. Schwarzenbach.**
Die Vorsteherin: **Dora Häberlin.**
P5314Z

In unserm P 20-2 Lz
KOCH-KURS
(Leitung: E. Pauli) vom 26. Februar bis 20. April sind noch einige Plätze frei. Gründliche Theorie und Praxis. Prospekte sofort auf Verlangen.
Schweizerische Hotelfachschule Luzern.

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

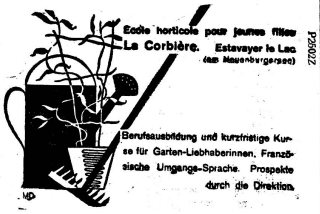
Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 **A. & H. Keuerleber**

Basel • **Tea-Room Turmhaus**
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern
Daheim Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

SEEHOF
Hilterfingen (Thunersee)
Heimeliges Familienhaus, Restaurant, Tea-Room. Das **ganze Jahr geöffnet.** Moderner Komfort. Geeignete Räume für Sitzungen und Anlässe. Wochenendarrangements. Prospekte. Tel. 92.26. P 8187 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern



P 25002

ORO
schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig

Flad & Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1889)
P 243 Z

Hero-Sugo
Die feine **Lenzburger** fixfertige Sauce mit gehacktem Fleisch für Spaghetti, Macaroni, Ravioli, Risotto etc., "alla napoletana"
¼ Büchse **65 cts**

Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften die neue Lenzburger Preisliste und lösen Sie das Hero Preisrätsel 7000 Franken

P 36 Bn

Locarno — Monti
Pension Olanda (Walter)
Herrl., staubf. Lage. Balkone und Logeien. Südzimmer m. fließendem Wasser. Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. Tel. 27. P 1974-2 O

Flechten
jeder Art, auch Barfflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra" Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus. OF11186Z

Betriebsküchen, Kantinen
Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

Verkaufsmagazine in:

MIGROS

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

204-7

Helfen, ja — Schikaniert werden, nein.

Das Schweizerische Bauernsekretariat publiziert in der „Schweiz. Bauernzeitung" Nr. 2 vom Februar 1934 eine Serie von nicht weniger als

32 Bauern-Postulaten,

von denen vom Bauernsekretariat mit Befriedigung festgestellt wird, daß 15 erfüllt, 10 teilweise erfüllt und 7 nicht oder noch nicht realisiert sind.

Diese Aufstellung muß auch den Konsumenten interessieren, denn das **wichtigste Postulat** hilft er, der Verbraucher, mit seiner Kaufkraft zu verwirklichen:

Die allgemeine Erhöhung der Preise für bäuerliche Produkte.

Die „Schweiz. Bauernzeitung" schreibt darüber: „Der schweizerische Index der Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse betrug im Januar 1933 **114, im März 109** und im **Dezember 117.** Es gelang also, den Preisabschlag zu verhindern und eine kleine, allerdings noch ungenügende Erhöhung zu erreichen."

Diese Verbesserung der vom Bauern für seine Produkte gelösten Preise seit März 1933 beträgt 7½%, und diese hat logischerweise der Verbraucher zu tragen. Zum vornherein sei gesagt, daß wir es dem Bauern gönnen, wenn er sein Auskommen findet, und daß wir es begrüßen, daß gewisse Katastrophenpreise für landwirtschaftliche Produkte verschwunden sind. Wir arbeiten, wo es geht, mit, um der Landwirtschaft auskömmliche Preise zu sichern.

Die 32 Postulate lassen sich aufteilen in **positive** und **negative.** Währenddem jeder einsichtige, über die Zusammenhänge nachdenkende Konsument es dem Bauern wünschen wird, daß er etwas bessere Preise erhält, wird er stutzig und gereizt werden, wenn er die Bekämpfung des Verbrauchers herausfühlt, ohne daß der Bauer durch die Erschwerung der Lage des Verbrauchers einen Nutzen hat.

Als klassisches Beispiel dieser Tendenz führen wir die

Erhöhung des Bananenzolles auf das Vierfache an: Diese Zollvervielfachung wurde am 18. Oktober 1933 dekretiert, also zu einer Zeit, als bereits bekannt war, daß die Obsternte klein und schon placiert sei:

1. **Einen Nutzen von dieser Zollerhöhung konnte die Landwirtschaft also nicht haben.**
2. Laut Statistik ging der Import von Bananen im Dezember 1933 auf ca. einen Drittel des Importes im Dezember 1932 zurück, trotz des sehr hohen Detailpreises für Tafelobst von 60 Rp. per Kilo, 1934, gegen 40—50 Rp. per Kilo vor Jahresfrist für die Reste des Inlandobstes, so daß auch der Fiskus sozusagen **keine Mehreinnahme** aus der praktisch prohibitiv wirkenden Zollerhöhung zog.

Große Nachteile aus dieser **negativen** Bauernmaßnahme lassen sich nachweisen:

A. Für den Konsumenten,

indem die Bananen im Januar 1933 das Kilo zu 75 Rp. verkauft wurden und heute Fr. 1.80 (abz. 8%) kosten. Der Rückgang des Verbrauches auf einen Drittel zeigt nur allzu deutlich, daß der Preis für die Masse der Bananenverbraucher unerschwinglich geworden ist. Obwohl die wirkliche Verteuerung durch den Zoll nur 46 Rp. auf das Kilo ausmacht, **mußte die Migros das Bananengeschäft gänzlich aufgeben,** da bei dem zusammengestürzten Umsatz das Geschäft nicht mehr lohnend betrieben werden konnte und die Migros lieber einen Artikel aufgibt, als übermäßige Aufschläge zu verlangen. (Der Konsument aber kann feststellen, daß, sobald die Migros einen Geschäftszweig aufgibt, der Preis sofort auf phantastische Höhe steigt: Normalpreis Januar 1933 75 Rp. plus Zollerhöhung 46 Rp. = **Fr. 1.21**; tatsächlicher Verkaufspreis Januar 1934 = **Fr. 1.80** abz. 8% = **Fr. 1.65** netto das Kilo.)

B. Für den Arbeiter.

Es können nur noch etwa die Hälfte der Arbeiter, Verkäufer, Händler etc. in der Bananen-Reiferei und im Bananenhandel beschäftigt werden. 50—80 Leute haben ihre Beschäftigung in dieser schweren Zeit verloren oder werden sie demnächt verlieren.

C. Die Bundesbahnen

verloren z. B. im Dezember 1933 allein 500 Tonnen an Fracht. Bananen werden immer in **ganzen Waggons per Bahn** bis zur Bestimmungsstation im Inland bezogen, nicht per Auto. Der Frachtausfall beträgt schätzungsweise 8—10,000 Fr. allein für den Monat Dezember 1933. **Die Migros allein** zahlte für Bananenfracht im Jahr 1933 **Fr. 68.570.20.**

D. Teure Installationen und teilweise Immobilien sind durch den Zusammenbruch des Absatzes entwertet worden.

Man sieht aus diesem Schulbeispiel, wie **schädlich** negative Bekämpfungsmaßnahmen gegen den Verbraucher sich auswirken! Dazu erzeugen sie **Gift** beim Konsumenten, der sich vergewaltigt fühlt. Bei Aepfelpreisen von 65 Rp. das Kilo, da wo die Migros ist, und 80—90 Rp., wo sie **nicht** ist, wären Bananen im Februar/April eine wohltuende und willkommene Frucht für die Bevölkerung gewesen. Vielleicht läßt sich das Bauernsekretariat herbei, per Februar/April eine Zollerleichterung zu beantragen?

Wieviel intelligenter und sympathischer sind die Programmpunkte zur Förderung des Absatzes **mit Hilfe** des Konsumenten. So z. B. die Büchsenfleisch-Aktion zur Verwertung des Vieh-Ueberschusses! Da macht doch jeder gerne mit! In dieselbe Kategorie gehört die Süßmost-Aktion, die so umfangreich ist, daß nicht genug Mostobst zu Süßmostzwecken (Aepfel) produziert wird und 1932 und 1933 noch eingeführt werden mußte! etc. etc.

Also Schutz und Hilfe jeder Bestrebung zur Förderung positiver Postulate. Rücksichtnahme auf den inländischen Preisstand und Abnahmeverpflichtung für Inlandprodukte zu guten Preisen für die „kontingentberechtigten" Importeure. Mobilisation des Handels zur Mithilfe für die Absatzförderung der schweizerischen landwirtschaftlichen Produkte! Aber entschlossener Kampf gegen konsumentenfeindliche Importverhinderungen, die keinem Menschen nützen und die das grimmige Gefühl einer Klassen-Vorherrschaft aufkommen lassen, die unter Eidgenossen zu erbitterten Auseinandersetzungen führen könnte. Es darf keine Scherer und keine Geschorenen geben; dieser Zustand kann nicht andauern.

Sollten nicht künftig Fachleute-Kommissionen befragt werden, bevor derartige verbotgleiche Zollerhöhungen oder Drosselung der Zufuhren lebenswichtiger Nahrungsmittel beschlossen werden? Sollen nicht die, welche die Lasten zu tragen haben, wenigstens gefragt werden, wie sie sie am besten tragen können, anstatt daß von heute auf morgen ein „Ukas" unheilvolle und unvorhergesehene Wirkungen hervorruft?

Man muß sich gegenwärtig halten, daß der **Lohnabbau** heute schon weit fortgeschritten ist; da macht ein Lebensmittel-Preisaufbau von 7½%, wie ihn das Schweiz. Bauernsekretariat ausrechnet, doppelt so viel für den aus, der ihn bezahlen muß!

Wir sind trotzdem überzeugt, daß die Mehrheit der Verbraucher willig höhere Preise zugunsten der Bauern zahlt. Dieser gute Wille aber würde dort aufhören, wo die Tendenz spürbar wird, **das allgemeine Preisniveau auch der Auslandswaren** auf diktatorischem Wege heraufzusetzen und so den Bedürftigen den Brotkorb ohne dringende Notwendigkeit allgemein und mutwillig höher zu hängen.

Ist nicht die Gefahr vorhanden, daß man die Errungenschaften der Verhinderungskünste, die in der internationalen Politik eine so verhängnisvolle Bedeutung gewonnen haben, unvermerkt **auch in der „Innenpolitik" anwendet** — zusammen mit der neuerlernten Fertigkeit in der Dehnung und Schrumpfung der Paragraphen, wie sie im internationalen Verkehr zu großer Virtuosität **ausgebaut wurden?**

Wir dürfen zum Schluß vielleicht die Ansicht äußern, daß die glückliche Wendung im Index des landwirtschaftlichen Erlöses die moralische Pflicht für die Bauernorganisationen im Gefolge hat, sich unbedingt auf positive Bestrebungen zu beschränken. Steigende Preise werden automatisch wieder dem Verbraucher das Heft in die Hand geben, und Mäßigung im angedeuteten Sinne wird sich daher bezahlt machen.

Eine Sirup-Steuer

von 50 Rp. per Liter

soll notverordnet werden. Offenbar, damit die kleine Biersteuer via Malzzoll das Bier gegenüber den alkoholfreien Getränken nicht benachteiligt. Alkoholfreie Getränke sollten überhaupt nicht besteuert werden. Aber gleich 50 Rp. pro Liter haut deshalb daneben, weil es den Sirup den fabrikmäßigen Herstellern entzieht und die Hausfrau künftig den Fruchtsaft kauft und den Sirup selbst macht. Damit werden nur die Frauen verärgert, die Konservenfabriken geschädigt und der Fiskus geht doch leer aus. Sollte man nicht etwas mehr Familientisch-Politik betreiben....?

la Kondensmilch gezuckert
Marke „Säntis" Originalbüchse **60 Rp.**

Gelee-Bonbons „FRESCO-FRUIT" Stück 2½ Rp.
(Schachtel zu 100 g Einfüllgewicht = 10 Stück 25 Rp.)
„MI-KA-MU"-Caramels mous, Stück 1 Rp.
Schachtel zu 80 g = 20 Stück 20 Rp.
Pudding-Pulver-Ananas
mit feinsten kandierten Ananas-Stücken
1 Karton = 2 Pack à je 95—105 g 50 Rp.
Backpulver „Pichac"
3 Beutel à je 20 g 25 Rp.
Vanillin-Zucker
3 Beutel à je 15 g 25 Rp.

Dörrfrüchte

Delikateß-Pflaumen „Santa Clara", großstückige 500 g 44½ Rp.
(600 g-Paket 50 Rp.)
Pflaumen „Santa Clara", mittelgroße
(800 g-Paket 50 Rp.) 500 g 31¼ Rp.
Mischobst, kalifornisches 500 g 66⅔ Rp.
(750 g-Paket Fr. 1.—)
Ringäpfel kalifornische 500 g 67¾ Rp.
(370 g-Paket 50 Rp.)
Weinbeeren, kalif. Fancy 500 g 37 Rp.
(675 g-Paket 50 Rp.)
Rohkostbeutel 500 g 62½ Rp.
(400 g-Paket 50 Rp.)
Bananen, getr. 500 g 71⅔ Rp.
(350 g-Paket 50 Rp.)
Datteln 500 g 62½ Rp.
(400 g-Paket 50 Rp.)
Smyrna-Delikateß-Feigen 500 g 40 Rp.
(625 g-Paket 50 Rp.)

Familie und Hauswirtschaft.

Mütter und ihre erwachsenen Kinder.

Uralt ist der Konflikt zwischen den Generationen. Durch Mythos und Dichtung geht eine Linie tragischer Probleme, die immer wieder zweierlei Formulierungen gefunden haben: von seiten der Eltern Klagen über die Rücksichtslosigkeit der heranwachsenden Kinder, von seiten der Kinder Klagen über Einsichtslosigkeit der Erwachsenen.

Wir können hier nicht über das ganze Problem sprechen. Zu vieles müßte mit einbezogen werden. Wir wollen nur die beiderseitige psychologische Situation herausheben und durch ein paar Fragen auf die Ursache dieses Konfliktes und die Mittel ihn zu lindern, geführt werden.

Beginnen wir mit der Frage: Was wissen die heranwachsenden Jugendlichen von den Erwachsenen? Eine sehr wichtige Frage und nicht leicht zu beantworten. Die Jugendlichen wissen eine ganze Menge Einzelheiten von den Erwachsenen, aber sie verbinden es nicht zu einem Gesamtbild. Das heißt, sie wissen oft erstaunlich lange nicht, daß Erwachsene ganz ebenso wie sie selbst ein Seelenleben haben, das bestimmten Gesetzen und Entwicklungen unterworfen ist. Jugendliche sind immer geneigt, in den Erwachsenen, besonders aber in der Mutter, etwas unveränderlich Gleichmäßiges zu sehen, deren Entschließungen und Aeußerungen von vornherein gegeben sind und nicht wie ihre eigenen erst im Verlaufe der Ereignisse geboren werden. Und man kann die Entwicklung der Kinder nur verstehen, wenn man sich des überwältigenden Eindrucks bewußt ist, den der allmähliche Einblick in die Welt der Erwachsenen auf den heranreifenden Jugendlichen macht. Der englische Dichter Oskar Wilde hat diese Erkenntnis in den Ausspruch zusammengefaßt: „Zuerst lieben Kinder ihre Eltern, wenn sie größer werden beurteilen sie sie, bisweilen verzeihen sie ihnen."

Gehen wir nun zur zweiten Frage über: was wissen die Eltern von ihren Kindern? Hier ist die Antwort fast noch schwerer, denn auch die Erwachsenen wissen sehr wenig von den Jugendlichen und, was noch erschwerend wirkt, sie wissen oft nicht, daß sie nichts wissen. Es ist manchmal als ob die Kinder zwei Leben führten: eines, das vor den Erwachsenen offen liegt, so lückenlos, daß die Eltern gar nicht zu weiteren Nachforschungen angeregt werden; und ein zweites, viel tiefer gehendes, das im Alltag nie bis zu den Erwachsenen reicht. Reicht es doch einmal durch — gewöhnlich aus Anlaß irgendeines Konfliktes in der Schule oder mit Kameraden — dann wollen die Eltern oft gar nicht glauben, daß das ihr Kind war, das „so etwas" getan hat. Insbesondere auf dem Gebiet der sexuellen Entwicklung sind Erwachsene oft von rührender Unwissenheit.

Schweifen wir kurz zu drei ungeeigneten, aber weit verbreiteten Mitteln ab, dieser Unkenntnis abzuhelfen. Das eine ist die Spionage. Aufgeweckte Laden, geöffnete Briefe sind die traurigen Meilensteine dieses Weges, der unfehlbar dazu führt, daß der Jugendliche voll Haß und Verachtung auf den Moment wartet, wo er sein Eigenleben möglichst weit weg von den Stätten des elterlichen „Interesse" verlegen kann. Das andere Mittel ist die gewaltsame Forderung nach Mitteilungen. Muß über jede Minute Auskunft gegeben werden, dann entwickelt sich die Notwendigkeit, ein System von Lügen, das sich immer dichter zwischen das wahre Leben des Jugendlichen und den Auskunft fordernden Erwachsenen schiebt. Ein drittes verfehltes Mittel ist der Versuch, durch die Vorstellung von einer überirdischen Allwissenheit der Erwachsenen Mitteilungen der Kinder zu erschleichen. Dieses Mittel macht sich übrigens nach kurzem Gebrauch selbst lächerlich.

Nun eine weitere Frage: Was erwartet das heranwachsende Kind von den Eltern? Hier setzt eine große Schwierigkeit ein. Es erwartet nämlich zwei einander ganz entgegengesetzte Dinge und aus ihrem Gegensatz erklären sich die meisten Generationskonflikte, soweit der Jugendliche an ihnen schuld ist. Einerseits ist es nämlich Hilfe in den verschiedensten Formen, die er braucht, und andererseits ist es Selbständigkeit, freier Raum für die eigene Entwicklung. Die erwartete Hilfe beginnt beim materiellen Lebensunterhalt und geht bis zur Beratung in den vielen schweren Konflikten der Pubertät. Der geforderte freie Raum bezieht sich oft auf die scheinbar unverständlichsten Kleinigkeiten, wie: zu Worte kommen, Entscheidungen selbst treffen, über eigene Mittel verfügen wollen usw.

Wie weit ist nun der Erwachsene seiner eigenen seelischen Stellung zur Jugend nach imstande, diese beiden gegensätzlichen Forderungen: Führung und Freiheit zu erfüllen? Oder mit anderen Worten: Was erwarten die Eltern von ihren Kindern? Man kann das nicht ganz allgemein beantworten, weil ja der Erwachsene zum Unterschied vom Jugendlichen sich durch überlegte Prinzipien leiten lassen kann. Aber man kann leider recht allgemein sagen: Alle Eltern erwarten irgendwie von den Kindern etwas für sich, verwenden sie als Figuren in ihrem eigenen seelischen Schachspiel, als Hilfstruppen in jener einen unheimlichen Partie, die jeder Mensch auf Sein oder Nichtsein mit dem großen Gegner Minderwertigkeitsgefühl spielt. Ob sie nun erwarten, daß die Kinder sie ehren oder erfreuen, ob sie von ihnen das Erringen jener Erfolge erhoffen, die ihnen versagt blieben, immer ist es diese Ichbezogenheit, von der jeder Erwachsene Auskunft geben kann, wenn er sich nur einmal ganz ehrlich auf seine Beziehung zu Jugendlichen besinnt.

Und hier sind wir bei dem Punkt angelangt, wo nicht mehr gleichermaßen von beiden Eltern, sondern hauptsächlich von den Müttern gesprochen werden muß. Weit mehr als der Vater fühlt sich die Mutter mit ihrem Kind verbunden. Schon die Tatsache, daß sie die ersten Jahre des Kindes fast ausschließlich in engster körperlicher Gemeinsamkeit mit ihm verlebt, daß sie ihm alle zur ersten leiblichen und seelischen Entwicklung nötigen Dienste leistet, läßt sie das Kind wirklich als einen Teil ihrer selbst empfinden. Hier liegt das große Vorrecht der Mutter, liegt aber auch ihre ernste Gefahr. Denn es ist für Mütter, die oft viele Jahre ausschließlich ihren Kindern gewidmet haben, sehr schwer, sich gerade dann, wenn sie im Kind auch noch den sich entfaltenden reifen Menschen zu lieben beginnen, der nun ihnen, den sie so viel gegeben haben, seelisch und geistig auch seinerseits etwas zu geben vermöchte, daß sie gerade an diesem Punkt, wo sie den Lohn ihrer Mühe zu gewinnen glauben, darauf verzichten und sich aus dem Leben ihres Kindes zurückziehen sollen. Hier beginnt die schwerste Pflicht der Mutter, die da heißt: freiwillig zurückzutreten vor den Entwicklungsnotwendigkeiten der heranwachsenden Kinder, das Kind nun nicht mehr als ein Teil des eigenen Selbst anzusehen, sondern sich auszuschalten, beiseitezutreten und in dem schönsten Schauspiel, das wir kennen, in dem Aufblühen unseres Kindes, nicht mehr die aktive Rolle spielen zu wollen, sondern sich mit der Rolle des Zuschauers zu begnügen, keinen größeren Anteil an dem Leben des Kindes zu fordern, als dieses selbst uns freiwillig gewährt.

Es ist durchaus in der Hand der Mutter gelegen, wie groß oder wie klein dieser Anteil am Leben ihres erwachsenen Kindes sein wird. Je mehr Zwang, je mehr Beschränkung dem Heranwachsenden auferlegt wird, desto trotziger wird er sich von dieser Bindung zu befreien trachten. Lassen wir aber der Entfaltung seiner gerade in dieser Zeit so stürmisch sich regenden seelischen Kräfte möglichst freien Spielraum und leiten wir es nur dort, wo er selbst das von uns erwartet, dann wird auch das erwachsene Kind diese verständnisvolle Führung immer und immer wieder suchen.

Gilt dies schon für erwachsene Kinder, die noch im Hause der Eltern leben, um wieviel mehr noch für Töchter und Söhne, die bereits einen eigenen Hausstand gegründet haben. Hier müssen sich die Mütter noch viel sorgfältiger davor hüten, eigene Enttäuschungen in das Leben ihrer Kinder hineinzutragen. Zu groß ist sonst die Gefahr, daß die eigenen Fehler, die schließlich jeder macht, in der neuen Ehe sich wiederholen.

Es ist, wir sagten es schon, nicht leicht, was von den Müttern hier verlangt wird, und nur allzubegreiflich ist ihr Sträuben gegen diese schwere Pflicht. Langjährige Erfahrungen einer Erziehungsberatung aber hat uns darüber belehrt, daß nur diejenigen Mütter so schwer darunter leiden, die über der Sorge für ihre Kinder die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit gänzlich vernachlässigt und sich gar kein Bereich eigener Interessen bewahrt haben. Das ist ein schwerer Fehler, der sich doppelt rächt, denn erstens verlieren sie mit der doch so unbedingt nötigen Loslösung des erwachsenen Kindes wirklich alles und nichts bleibt als öde Leere, und zweitens sind sie durch die gewaltsame Abperrung von der allgemeinen geistigen und seelischen Weiterentwicklung gar nicht fähig, die Entwicklung des Kindes, seine Ziele und Pläne wirklich innerlich mitzuerleben.

Haben sich hingegen die Frauen ein eigenes Leistungs- und Interessengebiet geschaffen, ganz gleich, ob manueller, künstlerischer oder geistiger Art, dann schützt diese Bereicherung ihrer Persönlichkeit sie vor der Leere, welche die doch naturnotwendige Loslösung der Kinder sonst hervorruft. Und zugleich ermöglicht sie den Müttern ihre Verbundenheit mit der allgemeinen Entwicklung, die sie dann befähigt, ihren Kindern jene seelische Stütze zu geben, die sie zur Zeit ihrer eigenen Entwicklung so dringend brauchen. Denn auch für den Heranwachsenden ist dieses Loslösen von der Kindheit eine schwere Zeit, und wer das nicht versteht, schwebt in größter Gefahr, sein Kind seelisch zu verlieren. —

Darum dürfen Mütter ihr Kind nicht als Schmuck und Trost ihres Lebensabends betrachten. Wohl haben sie Liebe, Sorgfalt und Mühe an ihre Kinder gewendet, manchmal in der bewußten, meistens in der uneingestandenen Hoffnung auf Rückzahlung im Alter, sie übersehen aber dabei, daß menschliche Beziehungen keine Rückversicherung vertragen. Wenn gleich es wahr ist, daß alles Geleistete lohnt, für den, der es vollbracht hat, so ist doch fast niemals derjenige der Rückerstatter, für den es geleistet wurde. Halten wir uns an das schöne Wort des Balladen-Dichters Börries von Münchhausen über das Verhältnis von Eltern zu erwachsenen Kindern, der sagt:

„Den goldenen Ball gibt jeder lächelnd weiter,
Doch keiner gibt den goldenen Ball zurück."

Den goldenen Ball der Lebenserfahrung mit weichen und geschickten Händen ihren Kindern zu reichen, dann aber ohne eigene Forderungen, ohne Bitterkeit, mit güter Teilnahme mitzuerleben, wie diese ihn weitergeben, ist das große unverlierbare Vorrecht der Mutter.

E. L. in „Elternzeitschrift"

„Das verwickelte Eheproblem."

In diesem Kapitel aus dem bekannten Buch von Russel* über die Oxfordbewegung wird uns die Ehegeschichte eines hochbegabten, sehr gebildeten Ehepaares geschildert, das sich in der Studienzeit auf der Universität kennen und lieben gelernt hatte. Der jungen Frau, die sich zur besten Kinderärztin der Stadt entwickelt hatte, war es schwer gefallen, in die Ehe zu treten, da sie ihren Beruf nicht aufgeben wollte. Ihr Verlobter, ein Theologe, hatte das auch gar nicht von ihr verlangt, sondern ihr versprochen, für den gemeinsamen Haushalt eine tüchtige Haushälterin anzustellen. Daraufhin war die Ehe geschlossen worden.

Wie sie als Aerztin hervorragend war, so er als Theologe. Für einige Jahre blieb die Ehe kinderlos und die junge Frau konnte ihrem Beruf obliegen, wenn auch mit Hemmungen, da ihr Gatte die ihr zugesagte Haushälterin doch nicht bewilligte, und er mit der Zeit verlangte, daß sie ihn in seinen beruflichen Pflichten unterstütze. Unhaltbar wurde die Lage, als Kinder kamen, in sieben Jahren dier. Da entschloß sie sich, nach schwerem Kampf, ihre glänzende medizinische Karriere aufzugeben, um den Aufgaben einer Mutter und Pfarrfrau ganz Genüge zu tun. Dieser Verzicht gab ihr innerlich viel zu schaffen, umso mehr, als sie bei ihrem Gatten das gesuchte Verständnis dafür gar nicht fand. Er ersatzte das Opfer seiner Frau nicht und ging nicht darauf ein, wenn sie, um Erleichterung zu finden, sich bei ihm aussprechen wollte. Diese Verständnislosigkeit des Gatten traf sie tief, aber sie hielt aus, trotz schwerer innerer Kämpfe, denen sie aber nicht mehr Ausdruck verlieh.

Da starb er plötzlich. Nach seinem Tode zeigte sich, daß er sein und ihr Vermögen schlecht angelegt hatte und sie mittellos mit ihren unmündigen Kindern dastand. Um diese standesgemäß erziehen zu können, gedachte sie, ihren Beruf wieder aufzunehmen, mußte aber erleben, daß, da in den zirka zwanzig Jahren ihrer Ehe die Medizin solche Fortschritte gemacht hatte, ihr Wissen und Können nicht mehr genügte und es für sie ausgeschlossen war, als Kinderärztin wiederum zu praktizieren. Wohl suchte sie sich auf andere Weise zu betätigen, als ärztliche Beraterin in einer Krippe, als Assistentin bei einem Arzt, sie nahm auch in ihrem Hause Pensionäre auf, doch war sie tief unglücklich dabei, da ihr schien, als sei ihr schwerer Verzicht von damals ein unnützes Opfer gewesen. Zuletzt kam sie aus diesen rückwärtsgewandten Gedankengängen der Enttäuschung und Verbitterung nicht mehr heraus und war im Begriff, ihre seelische Gesundheit zu verlieren. In ihrer großen Not kam sie mit der Oxfordbewegung in Verbindung, der es gelang, sie von ihrem Ressentiment gegen ihr Eheschicksal zu befreien. Wie das geschah, wie sie dahin geführt wurde, ihre Haßgedanken, mit denen sie an ihren Gatten zurückdachte, vollständig aufzugeben, dieses ganze Nachtragen und „sich hinterfinnen", läßt sich hier nicht wiedergeben, da man eingehend auf die ganze Taktik der Oxfordbewegung eingehen müßte. Wir verweisen daher auf das genannte Buch. In jedem Fall gelang es der Aerztin, durch ihr gewonnenes Gottvertrauen sich wiederum mutig und bejahend und vorwärtsblickend in das Leben einzufügen. Sie fand in diesem neuen Leben Unterstützung und warmes Verständnis bei ihrem Sohn, dem sie ihre ganze äußere und innere Lebensgeschichte eröffnet hatte.

Aber es beweist dieses Beispiel (es ist nicht das einzige, das das Buch von Russel erzählt) die Vorurteilslosigkeit der Oxfordbewegung und ihr Verständnis auch den Problemen gegenüber, die die gebildete Frau betreffen. Daß sie diese Probleme nicht leicht nimmt und nicht darüber hinweggeht, sondern die geistigen Bedürfnisse der modernen Frau erfaßt, dürfen und wollen wir ihr hoch anrechnen.

E. Str.

* A. J. Russel „For sinners only", London, Hodder & Stoughton; deutsch: „Nur für Sünder", Wanderer-Verlag, Zürich und Verlag Klotz, Gotha.

Die Hausfrau als Arbeitgeberin.

Es sollte immer eine Freude sein, anderen Arbeit zu geben und sie entlohnen zu können. Arbeit bedeutet das größte Glück auf der Welt, denn wenn sie gut getan wird, so bewahrheitet sich das Sprichwort „Arbeite nur, die Freude kommt von selbst". Aber haben die Hausfrauen immer diese Einstellung als Arbeitgeberinnen? Und denken sie nicht zuerst an ihr Interesse und sehen nicht ein, daß die Arbeit an sich nicht genügt, wenn sie mechanisch und auf Befehl getan wird, um Menschenkräfte zu guten Leistungen zu beflügeln?

Das Hauspersonal ist noch meistens ungelernt, nur durch mehr oder weniger gute Erfahrung früherer Dienststellen vorgebildet. Der Prozentsatz wirklich leistender Kräfte ist klein im Verhältnis der gänzlich ungeschulten. Es ist deshalb erklärlich, daß bei der Teuerung der Lebenshaltung viele untüchtige Kräfte arbeitslos werden, weil sie ihre Kosten nicht durch Leistungen und Ersparnisse einbringen.

Der allgemeine Stand der hauswirtschaftlichen Erziehung ist noch sehr dürftig, wenn wir davon ausgehen, daß alle jungen Mädchen einer solchen teilhaftig werden müssen. Die Erörterung der Bildungsmöglichkeiten beweist, daß ohne die Hilfe der einzelnen Hausfrau vielleicht noch lange Zeit das wünschenswerte Ziel hinausgeschoben wird.

Diese Hilfe müssen wir von der Hausfrau im Beruf verlangen. Jedoch ist sie als Lehrerin ihres Personals meist selbst Autodidaktin, und man ist deshalb dazu geschritten, Meisterinnen der Hauswirtschaft mit einer Prüfung zu belegen, die ihnen erlaubt, Schülerinnen für die Hauswirtschaft auszubilden.

Diese neue Forderung schließt aber nicht aus, daß jedes Haus eine Bildungsstätte darstellt. Man muß sich nur klar werden, was Leiten ist. Es kommt auf die Intelligenz der Hausfrau und auf ihre Menschenliebe an, wie sich ein loses Blatt, das hineingeflogen kommt, in den lebendigen Hausorganismus einfügt. Die feste Hausordnung muß mit Humanität durchwebt sein. Sie denkt ebenso an das Personal wie an die Kinder, sie berücksichtigt bei jeder Arbeit die Zeiteinteilung, die Freistunden und die Erholung und achtet die Gesetzgebung selbst. Wie Friedrich der Große sagt, „ist ein zurückgenommenes Gesetz schlimmer als eine verlorene Schlacht".

Der Ton der Hausfrau sollte stets mütterlich, nicht hastig und unfreundlich sein, da es eine alte Erfahrung ist, wie schon Salomo sagt, daß „ein Knecht mit Worten sich nicht züchtigen läßt, denn ob er's gleich versteht, nimmt er sie doch nicht an". Wir wissen, daß ein Grund zur Dienstunlust die mangelnde Freiheit ist, die gerade, weil sich jeder Hausgenosse in den Organismus des Haushaltes einzuschachteln hat, nicht so wie in freien Berufen zu geben ist. Aber die mangelnde Freiheit liegt oft in der Ausschaltung selbständiger Leistungen, an großer Bevormundung, ohne gute brauchbare Anweisungen, und die Freude an der Arbeit will nicht wachsen. Dieses entfeelte Verhältnis kann keinen erfreuen und beglücken, und es scheint doch noch in der Hand der Hausfrau zu liegen, die Verallgemeinerung dieser Zustände zu verhindern. Ist sie wirklich die geborene Arbeitgeberin, die jede hauswirtschaftliche Frage beherrscht, so wird sie die gegebene Lehrerin ihres Personals, und die Dankbarkeit für die von ihr ausgehende Ertüchtigung kann nicht ausbleiben.

(Aus: „Hauswirtschaft" von Hedwig Heyl, Verlag Dünnhaupt, Dessau.)

Volksmärchen und Großstadtkind.

Wer Großstadtkindern von heute die alten Märchen erzählt, die nicht erst seit der Sammeltätigkeit der Brüder Grimm Volksgut geworden sind, wird bemerken, daß sie für einen Teil des Volkes an lebendigem Wert eingebüßt haben.

Bemerkenswerterweise sind es nicht die Hauptgestalten, die durch die veränderten Zeitverhältnisse an Blutwärme verloren haben. Auch vor hundert und mehr Jahren werden die Kinder, denen diese Märchen erzählt wurden, kaum mehr einen wirklichen Königssohn gesehen haben, als die jungen Staatsbürger einer heutigen Republik, aber diese wie jene erfassen auf ihre Art den König, die Königin, den Prinzen und die Prinzessin. Das Gleiche gilt von der Hexe und der guten Fee, von den Riesen und den Zwergen, obwohl die Bedingungen für Halluzinationen in romantischen Zeiten hierfür günstiger gewesen sein mochten. Aber Phantasiegestalten waren es ja schließlich immer, und ob die äußeren Lebensumstände diese Phantasiegestalten mehr oder weniger begünstigen, spielt keine ausschlaggebende Rolle. Tatsächlich können normale Kinder ohne weiteres mit diesen Gestalten auch heute noch etwas anfangen. Mehr als das: sie brauchen sie! Sie gehen ihnen gefühlsmäßig unmittelbar ein, lange bevor sie etwa in Märchenbüchern oder im Kindertheater das unschuldig zurückgesetzte Aschenbrödel oder die freundlichen Zwerge, die so lieb zum Schneewittchen sind, gesehen haben. Denn sie sind Symbole einer inneren Lebenserfahrung.

Nelly Wolffheim, die tiefenpsychisch orientierte Pädagogin, hat aufgezeigt, warum diese Märchengestalten ein tiefes psychologisches Bedürfnis befriedigen, damit indirekt die Auffassung der lebernen Erziehernaturen widerlegt, die im Märchen nur die Gefahr der Ablenkung von der Wirklichkeit erblicken und es darum bekämpfen. Sie hat dargelegt, wie die Beschäftigung der Phantasie mit dem Mächtigen und Prächtigen, dem Lieblichen, dem Gütigen, dem Schönen, dem Häßlichen und dem Bösen eine durch nichts zu ersetzende Gelegenheit bietet, um Affekte abzureagieren, die sich sonst vielfach in gesellschaftsfeindlicher Weise Luft machen oder zu Verdrängungen führen würden. Jedes Kind hat beispielsweise Augenblicke, in denen es sich zurückgesetzt fühlt. Es würde leicht Haßgefühle gegen die Geschwister oder andere, tatsächlich oder vermeintlich auf seine Kosten bevorzugte, Personen nähren, die Schwächeren schlagen, die Stärkeren belauern, wo sie etwa einen Angriffspunkt bieten mögen — wenn es nicht die Möglichkeit hätte, sich mit Aschenbrödel zu identifizieren. Durch diesen unbewußten und darum umso wirksameren psychischen Vorgang wird sein bedrohtes Selbstgefühl gerettet, denn Aschenbrödel ist ein überaus liebenswertes Geschöpf und obendrein weiß man, daß am Ende die Unschuld, die da leiden muß, belohnt wird, — nicht zuletzt deshalb, weil sie bei allem Bösen, das sie erduldet, nicht auch böse wird, sondern das liebenswerte Geschöpf bleibt, das sie war.

Das „Böse" hat das Kind bereits in den ersten Lebensjahren erfahren, sei es als feindlicher Angriff von außen in Gestalt körperlicher oder seelischer Schmerzen, sei es als dunkle Macht in der eigenen Seele. Schon mit der Erziehung zur Reinlichkeit werden ja Forderungen an das Kind gestellt, deren Nichterfüllung getadelt wird, d. h. als böse erscheint. Wie befreiend, daß nun diese Macht Gestalt gewinnt, etwa als Drache oder als Hexe gewissermaßen geistiger Prügelknabe werden kann, an dem alle Wut, alle negativen Gefühle ausgelassen werden. Wie erhebend, daß die Sehnsucht nach der eigenen beglückenden Rolle im Königssohn und der Prinzessin Leben bekommt! — Es ist bezeichnend, daß meine vierjährige Tochter nur vom „Königsmädel" spricht. So hat sie „Prinzessin" und „Königstochter" in einer Weise sprachlich für ihre Zwecke umgewandelt, damit die Identifizierung der eigenen Person mit dem schönen, feinen, zarten, von allen Menschen geliebten Wesen, noch besser gelinge.

Nicht nur weil viele der alten Märchen Naturvorgänge symbolisieren (Frau Holle, Dornröschen u. a. m.), kommen sie in mannigfachen Variationen bei Völkern verschiedenster Kulturkreise vor, sie gehören auch deshalb zum polygenetischen Grundbesitz der Menschheit, weil sie Ausdruck innerer Lebenserfahrung sind, deren Urelemente „Gut" und „Böse" sind.

Ganz anders verhält es sich aber mit gegenständlichen Begriffen, denen keine unmittelbare und allgemeine Symbolkraft innewohnt. Unter der Spindel, an der sich das Dornröschen sticht, kann sich das moderne Großstadtkind ebensowenig vorstellen, wie unter dem schweren Wasserschleppen, dem mühseligen Feueranmachen und dem schmutzig-staubigen Auskehren der Herdasche, der Aschenbrödel ihren Namen verdankt. Hier sollte man beherzt liebgewonnene romantische Bilder streichen, indem man beispielsweise anstelle der dem Stadtkind von heute gänzlich unverständlichen Spindel die Nähnadel setzt und dergleichen mehr. Denn alle geistig gut entwickelten Kinder sind Realisten vom reinsten Wasser, wenn es sich um Vorstellungen handelt, die ihren Sinn in der diesseitigen Welt

Geselligkeit mit wenig Mitteln.

„Besuch" bedeutet doch für viele Menschen eine Freude und ein Vergnügen, für andere Angst und Aufregung. Warum wohl? Gerade in den Händen der Hausfrau liegt der Zauberstab, die Geselligkeit zu pflegen, und mit ihr das Familienleben reicher und angenehmer zu gestalten, oder aber auch aus lauter Aengstlichkeit und Umständlichkeit sie von der Schwelle ihres Hauses zu bannen!

Heute, wo wir nun schon dem Ende des Winters zustreben, wollen wir uns die Frage vorlegen: Haben wir in diesen letzten Monaten unsere gesellschaftlichen Pflichten erfüllt? Haben wir unserm lieben Gatten die Freude bereitet, seine Freunde herzlich in unserem Heim willkommen zu heißen? Haben wir unsere Bekannten nicht vernachlässigt, oder haben wir Mühe, Zeit und Geld gescheut?

Es braucht so wenig, um andern eine Freude zu bereiten und um selber froh zu sein!

Warum malt sich die besorgte Hausfrau einen Besuch so umständlich aus und fürchtet sich schon wochenlang davor? Einzig nur darum, weil wir gegen uns selber nicht ehrlich sind! Wir wollen mehr sein, wir wollen unsern Gästen mehr geben, wir wollen ihnen mehr zeigen und mit diesem „Wollen" übersteigen wir unsere Kräfte, unser Portemonnaie und die uns zur Verfügung stehende Zeit. — Wir wollen nun das Oberflächliche abschütteln und uns klarlegen, daß der Besuch zu uns kommt nicht wegen unserer Ausstattung, nicht wegen des Gartens, nicht wegen des Essens, sondern wegen der Pflege der Freundschaft, und wenn wir gegenseitig dies Gefühl zueinander hegen, so bedeutet für uns die „Geselligkeit" mit wenig Mitteln" nur lauter Freude und keine Last.

Wie nett ist es doch, wenn man am

Abend nach arbeitsreichem Tage

in einem schön aufgeräumten Zimmer beieinander sitzt und sich Besuch meldet: eingeladen oder unerwartet, das soll gar kein großer Unterschied sein, im ersten Falle wird man sich mit etwas Süßigkeiten oder belegten Brötchen und Früchten vorgesehen haben, im andern Falle tischt man eben auf, was man an Vorrat in Schrank und Keller hat. Es ist nicht einmal nötig, alle und sich selber in Aufregung zu bringen, um in einem andern Zimmer den Tisch zu decken und da und dort noch wegzuräumen. Am gemütlichsten und einfachsten ist es, wenn die Hausfrau dort, wo sich die Gäste niedergelassen haben, ein oder zwei Tischlein hinstellt mit möglichst wenig Geschirr. Den Damen offeriert sie ein Täßchen Tee, schwarzen Kaffee oder ein Glas Sirup, gibt dazu etwas Süßes, — denn eine gute Hausfrau sollte es sich zum Vergnügen und zur Pflicht machen, immer eine Dose mit Konfekt bereit zu halten —, vielleicht auch etwas Teekuchen, Aepfel, Nüsse oder Orangen. Wenn es die Zeit erlaubt, kann man die Früchte in Scheiben schneiden, etwas Zucker und nach Belieben etwas Kirsch daran tun und die Früchte auf diese Weise in einer Glasschüssel servieren. Ist der Kuchen nicht mehr sehr frisch, so schneidet man ihn in dünne Stücke, und backt diese in ca. 10 Minuten in erwärmtem Ofen goldgelb, oder man bepinselt den Kuchen mit Marmelade und bestreut ihn mit geriebenen Haselnüssen oder Mandeln und freut sich, wenn er den Gästen herrlich munbet. Den Herren serviert der Hausherr Getränke und das nötige Rauchzeug. Papierservietten mit buntbemalten und ausgeschnittenen Bildchen in einer Ecke von Kinderhänden verziert, dienen dazu, das Praktische mit etwas Poesie zu mischen und wenn noch Platz vorhanden, so wird ein kleines Sträußchen — und sind es nur Tannenzweige vom Sonntagsspaziergang, dazu beitragen, den Tisch festlich zu gestalten. —

Bringt der Gatte unverhofft einen

Besuch zum Mittagessen,

so hat die Hausfrau mit ein paar gekochten Eiern und einer Büchse Sardinen, oder einer französischen Omelette mit etwas Tomatenpurée und Peterilie garniert, rasch eine billige, appetitliche und schmackhafte Vorspeise hergerichtet und als Nachtisch serviert man frisches oder sterilisiertes Obst. Es ist auch gar nicht nötig, daß der Hausherr eine teure und schön aufgemachte Flasche Wein für seinen Gast öffnet, denn es gibt neuerdings in vielen Spezialgeschäften gute Qualitätsweine in Literflaschen, die, umgefüllt in sauberen Glaskaraffen — ebenso sehr dazu beitragen die Gemütlichkeit zu fördern. (Im „alkoholfreien Haushalt" werden die Obstweine und Mineralwasser ihren Dienst tun. Red.)

Bleibt

Jemand zum „Z'vieri"

so sind Zwieback eine billige Zugabe zu Tee, sowie auch Butterbrot mit Marmelade, mit fein gewiegtem Schnittlauch oder Kümmel. Wie appetitlich sehen doch die belegten Brötchen aus, und wie gut schmecken sie auch auf gewöhnlichem Weißbrot! Eine geschickte Hausfrau kann sie so mannigfaltig und farbenprächtig herstellen. Die Grundlage mit einigen Ausnahmen ist immer eine dünne Schicht Butter, dann läßt man 1 oder 2 hartgekochte Eier durch die Hackmaschine, ebenso eine kleine Zwiebel, etwas Petersilie und Schnittlauch, nach Belieben etwas Schinken, salzt leicht und vermengt dies mit etwa 50 Gramm Butter und bestreicht mit dieser gut gerührten Masse die rund oder viereckig geschnittenen Brotscheiben.

„Gelbe Sterne" erzielt man auf folgende Art: Man entfernt das Gelbe der hartgekochten Eier und rührt es mit einer Gabel flockig, salzt leicht und vermischt es mit wenig Butter und bestreicht damit das Brot, das sternförmig geschnitten ist. Das Eiweiß verwendet man zum Garnieren der Tomatenbrötchen, oder füllt es mit gehacktem Schinken. Man kann auch je 50 Gramm verschiedenen Aufschnitt, Salami oder Lyoner kaufen, dies auf die bebutterten Brotscheiben legen und mit Cornichons in Blättchen und Röbchen geschnitten garnieren. Mettwurst, Sardellenbutter und Pains fassen sich ebenfalls vorzüglich für belegte Brötchen verwenden. Ein Zweiglein Peterilie, feingehackten Schnittlauch hie und da leicht hingestreut, geben dem Ganzen etwas Fertiges.

Es kommt nicht darauf an, daß wir teuer einkaufen und viel Arbeit haben, sondern, daß wir mit wenig Mitteln und Geschicklichkeit eine appetitliche, hübsche Platte herstellen und damit unsern lieben Gästen und nicht zuletzt auch uns selber eine große Freude bereiten. So muß es uns nicht bange werden, die „Geselligkeit mit wenig Mitteln" in unserm Hause zu pflegen.

M. L.-Sch.

---

erschöpfen. Mit Recht verlangt das Kind, daß die Gegenstände, von denen man ihm erzählt, seinem äußeren Erfahrungskreis entnommen werden. Kann es sich darunter nichts denken, so kann es auch nichts dabei fühlen. Wenn man den Unterschied erfaßt hat zwischen den Gestalt gewonnenen inneren Erfahrungen und den Erscheinungen, die ganz der sinnlich wahrnehmbaren Welt angehören, begreift man völlig, warum die Kinder einerseits Phatasten, andererseits Realisten sind und sein müssen.

Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, daß es nicht immer mit der Modernisierung von äußeren Einzelheiten getan ist. Die Diskrepanz zwischen der Vorstellungswelt, aus der die Grimm'schen Märchen stammen, und der des Großstadtkindes des 20. Jahrhunderts reicht in ihrer Auswirkung hart an Symbolgestalten heran. Ich erzählte z. B. meinen Kindern, wie Schneewittchen das Haus leer findet. Die Zwerge waren fortgegangen. Sie waren in den Bergen. Dort graben sie alle Tage die Erde auf und holen Gold heraus. Empörter Protest meines 2¾ Jahre alten Sohnes: „Nein, Baggermaschine grabt!" Anders ist die Poesie der Kinder, die täglich den Bau einer neuen Untergrundbahnstrecke beobachten und, im Gefühl ihrer Nichtigkeit eng umschlungen, dem Wühlen des gewaltig schnaubenden und kreischenden Ungeheuers zusehen, als die Poesie derer, die in der Nähe einsamer Wälder knorrige Baumstämme und huschende Eichkätzchen in der Dämmerung erleben.

Es müßte ein großer Dichter kommen und die alten Symbolgestalten in neue Fabeln verweben, damit unsere Großstadtkinder auf ihre Art dasselbe erleben können, wie die mit den Grimm'schen Märchen aufgewachsenen Kinder vergangener Generation, die in Spinnstuben aus- und eingingen, die die Mutter am Backofen und am offenen Herdfeuer hantieren sahen und anstelle des aus tausendfachen, künstlich erzeugten Geräuschen zusammengesetzten Großstadtnetzes Rinderbrüllen und Ziegenmeckern, Vogelsang und Insektensummen in sich aufnahmen.

H. G.-S.

Aberglaube im Kinderzimmer.

Nach Dr. med. R. Matoiji, Kinderarzt.

Immer wieder erstaunt der in der Praxis stehende Arzt, wie naiv und leichtsinnig, viele Leute an althergebrachten Bräuchen festhalten. Dabei sind viele nicht nur unnütz, sondern können geradezu schädlich und verhängnisvoll werden, vor allem der Aberglaube. Gefährlich wird sein Spuk sehr oft im Kinderzimmer. Schon vor der Geburt beginnt es. Da sind die sonderbarsten Vorstellungen im Schwang, die Mutter und Kind in Gefahr bringen können. So wird es in manchen Gegenden noch als schädlich angesehen, wenn die Gebärende oder die Wöchnerin ihre Leib- oder Bettwäsche wechselt. Eine in Erwartung stehende Frau soll über keinen Kreuzweg gehen, weil ihr sonst eine schwere Niederkunft bevorsteht. Sie darf nicht aus einer zerbrochenen Tasse trinken, sonst könnte das Kind eine Hasenscharte bekommen. Die Wiege darf bei der ersten Entbindung nicht im Hause stehen, sonst hat die Frau eine schwere Geburt. Diese Beispiele ließen sich vermehren. Die Folgen sind nicht immer harmlos. Wenn eine Frau aus Aberglauben nicht badet oder ihre Wäsche nicht wechselt, wird der Einsetzung des Kindbettfiebers kräftig Vorschub geleistet. Aber selbst, wenn dieses eintritt, läßt man sich nicht bekehren: dann mußte es eben so sein, das Kindbettfieber ist entweder von Gott gesandt oder ein Werk des Teufels. Die Leichtgläubigkeit solch armer Menschen wird oft noch von geschäftsgewandten skrupellosen Leuten ausgenützt. Eine Fabrik machte jahrelang ihre besten Geschäfte damit, daß sie Schwangern ein Allheilmittel für leichte Geburten anpries; es war ein einfaches Abführmittel. Als ob sich ein verengtes Becken um irgend eine Medizin kümmerte!

Ist das Kind nun erst da, dann treibt der Aberglaube erst recht üppige Blüten. Es kam schon vor, daß Mütter in der Mütterberatung ihre Kinder nicht wägen lassen wollten, weil sie dann nicht wachsen würden. Einem Kind unter einem Jahr dürfen die Fingernägel nicht geschnitten, sondern nur abgekaut werden, sonst könnte das Kind eine Fingertuberkulose bekommen. Ganz unglaublich ist auch die Ansicht, wenn man einem Neugeborenen einen Löffel in den Mund stecke, brauche es sein ganzes Leben lang nicht zu hungern. Unzählig sind die Amulette, die den Kindern auf dem Lebensweg helfen sollen. Sehr verbreitet ist bis in unsere Tage die Sitte der Zahnketten geblieben. Auch hier ist eine gewisse Industrie interessiert.

Die Zahl der abergläubischen Bräuche wächst ins Unendliche, wenn das Kind erkrankt ist. Gegen Rachitis werden Kindern am ersten Freitag im Monat die Nägel an der linken Hand und am rechten Fuß und dann an der rechten Hand und am linken Fuß abgeschnitten und in ein Loch eingesteckt, das man in einem Eichbaum gebohrt hat. Gegen Diphtherie hilft ein schwarzes Halsband oder ein Umschlag aus einem zerstoßenen Schwalbennest. Um Darmkoliken zu verhindern, dürfen die Windeln nur nach dem Faden geschnitten werden. Werden die Windeln in einer mondhellen Nacht im Freien gelassen, so wird das Kind unfehlbar mondsüchtig. Wird ein Kind im ersten Jahr im Kreis der Familie photographiert, so ist sein Tod im Laufe des ersten Jahres sicher. Ein entsetzlicher Aberglaube ist der, daß das Kind sterbe, wenn die Muttermilch vorzeitig zurückgehe, ob es die Flasche bekomme oder nicht. In der Kinderklinik in München wurde eines Tages ein scheußlich verlaustes Kind eingewiesen. Als die Mutter darauf aufmerksam gemacht wurde, meinte sie, Läuse seien gut für die Gesundheit, kranke Kinder hätten keine Läuse. Dabei brachte sie selbst ihr Kind totkrank in die Klinik. Soll festgestellt werden, ob ein Kind Würmer habe, so wird eine mit Teig gefüllte Nußschale auf den Nabel geheftet. Zeigt der Teig nach einem Tag Sprünge, so hat das Kind mit Sicherheit Würmer. Ist das Kind krank und die Mutter weiß nicht, wo es fehlt, so wird sie in gewissen Gegenden eher, als daß sie den Arzt ruft, das Kind in kaltes (!) Wasser tauchen, in dem vorher ein schwarzer Kater ertränkt wurde. Hat ein Kind Warzen, so wird in 99 von 100 Fällen bevor es zum Arzte geführt wird, irgend ein Hokuspokus mit ihm angestellt.

Alle diese Verfahren haben schon viel Unheil angerichtet. Jeder sollte mitwirken, diese Bräuche aus dem Herzen des Volkes, in dem sie leider stark verwurzelt sind, herauszureißen und sie vor allem aus der Kinderstube zu verbannen.

(M. S. G. Blätter für Krankenpflege.)

Kleine Kniffe — große Hilfe.

Starke Gerüche beim Porzellan. Um Fisch-, Zwiebel- und andere Gerüche vom Geschirr zu beseitigen, legt man in das Spülwasser ein Stückchen Zitronenschale. Dieser zieht den Geruch vollständig in sich auf und gibt dabei dem Porzellan gleichzeitig schönen Glanz.

Gegen das Gefrieren der Wäsche. Jede Hausfrau trocknet auch im Winter ihre Wäsche gern im Freien. Es besteht jedoch die Gefahr, daß die Wäsche gefriert und in diesem Zustande leicht entweicht. Setzt man dem Spülwasser eine Handvoll Salz zu, das gut aufgelöst werden muß, so verhindert man das Gefrieren der Wäsche.

Das Kind in der Badewanne. Junge Mütter sowie Kinderpflegerinnen sind etwas ängstlich beim Baden des Kindes. Es ist schon oft vorgekommen, daß das Kind in der Wanne gerutscht ist und dabei hat Wasser schlucken müssen. Legen Sie nun dem Kinde ein Frottiertuch in die Badewanne, so wird das Kind nicht gleiten.

Radieschen frisch zu erhalten. Im Winter sind Radieschen eine Kostbarkeit. Um sie nun frisch zu erhalten, legen viele Hausfrauen die Knollen ins Wasser. Viel besser ist es, statt der Knollen die Blätter ins Wasser zu bringen und die Knollen außerhalb zu lassen. Sie behalten dann ihre natürliche Frische.

Große Kartoffeln kochen sich gewöhnlich nicht ganz weich, zumal wenn sie mit kleineren zusammen gegart werden. Sie werden aber bestimmt weich, wenn man sie im rohen Zustande ein- oder zweimal ganz durchsticht.

Ein vortreffliches Fleckenwasser. Ein billiges und gut wirkendes Fleckenwasser erhält man auf ganz einfache Art. Man mischt 30 Gramm Salmiakgeist, 30 Gramm Weingeist, 4 Gramm Lavendelöl und 15 Gramm Regenwasser. Vor jedem Gebrauch ist die Flüssigkeit gut umzuschütteln. Dieses Fleckwasser kann zur Entfernung von Flecken aller Art in echtfarbigen, wollenen, baumwollenen und leinenen Stoffen verwendet werden. Nachdem man die betreffenden Stellen mit diesem Wasser gut befeuchtet hat und die Flecken verschwunden sind, wäscht man sie in reinem Wasser aus.

Meine Kinder erziehen mich.

Von Victoria T. Wolf.

Die deutsche Sprache ist mir in zweierlei Arten lieb, in der Mundart, die ich auf schwäbisch zweifelsohne meistere und im Schriftdeutsch, das ich in Gottes Namen schreiben muß.

Meine Tochter Ursula ist anderer Ansicht. Ja, es scheint, als schäme sie sich bisweilen der rustikalen Ausdrucksweise ihrer Mutter.

Neulich rügte ich Ursula beim Essen: „Nimm Deine Aermle vom Tisch, Ursel!"

„Du meinst wohl Arme, Mutti," antwortete die siebenjährige Dame und setzte sich manierlich zurecht.

*

Einige Tage darauf kam sie mit ihrer Schiefertafel und zeigte mir selbstgedichtete Strophen. Sie waren merkwürdig, rhythmisch und eindrucksvoll; ungefähr so:

„Ich kenn' ein Liedchen,
Du vielleicht auch.
Ich weiß was Schönes,
Du vielleicht auch.
Ich mag nicht weiter sehn,
Du vielleicht auch.
Ich kann kein' Mensch ärgern,"
Du vielleicht auch.
Ich bin mein Schatz,
Du vielleicht auch."

„Was hast Du Dir denn dabei gedacht, Ursula?", fragte ich.

„Nichts, Mutti."

„Man muß sich doch, wenn man Worte schreibt, etwas denken."

„Denkst Du vielleicht so viel bei jedem Wort, das Du schreibst?", fragte die Kleine zurück.

„Und wer soll denn das Du sein in Deinem Gedicht; etwa ich?", wollte ich wissen.

„Nein, Du nicht, Mutti; es wird schon irgendwein Du geben; ich habe gedacht, das sei schön, nur Ich und Du und Ich und Du."

*

Auf meinem Schreibtisch lag der Durchschlag einer Novelle, die mir ein Schriftsteller zum Lesen gegeben hatte. Ursula buchstabierte darin herum: „nachdem ich drei Tage lang von unreifen Pflaumen gelebt hatte, fiel ich um; mein Magen war wie glühendes Eisen und meine Knie waren weich, als gingen sie durch einen Sumpf", las sie laut.

„Das ist aber keine Kindergeschichte, Mutti."

„Nein, das ist keine Kindergeschichte, Ulla."

„Das hab ich mir gleich gedacht; wenn nämlich ein Kind das nachmachen wollte, würde es schon nach einem Tag umfallen. Es ist gut, daß Frank noch nicht lesen kann."

*

Frank, der fünfjährige Bruder, hat ein weit geringeres Interesse an Literatur.

Warum schreibst Du denn den ganzen Tag, Mutti?, fragte er ungeduldig.

„Weil Du auch den ganzen Tag essen willst, Bully."

Zufällig gab es an diesem Mittag Bohnengemüse. Frank mag Bohnen nicht. Er nennt sie Schlangen:

„Für dieses schlechte Essen heute mußt Du aber höchstens eine halbe Stunde schreiben, Mutti", meinte er brummig.

Ich werde niemals wieder meine schriftstellerische Arbeit so greifbar erklären.

*

In unserem kleinen Dorf ist die Hauptstraße aufgerissen; große, dicke Kanalisationsröhren liegen an den Straßenseiten, um bald in der aufgeschlitzten Erde zu verschwinden.

Frank hatte den dringenden Wunsch, durch diese hohlen weißen Rollen hindurchzukrabbeln.

Ich fand, daß das dem neuen Anzug nicht gut tue und sagte:

„Laß das, Bully, Du mußt doch nicht jeden Schmutz mitnehmen."

„Aber Mutti", gab er zur Antwort, „Du hast selbst gesagt, daß man alles im Leben einmal probieren müsse. Ich bin noch nie durch so etwas durchgeklettert."

Das kommt davon, daß man seine Lebensweisheiten so rücksichtslos zum Besten gibt!

Schweizer Teigwaren.

Eine auf dem Gebiete der Ernährungslehre führende schweizerische Autorität äußert sich im „Kochbuch für Schweizer Teigwaren" wie folgt über die Erzeugnisse unserer einheimischen Teigwarenindustrie:

Teigwaren! Der Schrecken jedes waschechten Rohkostlers! Und Rohkost ist doch heute modern. Vitamine müssen wir haben und basische Salze und „Sonnenenergie", das verlangt die heutige, moderne Ernährungslehre. Gewiß verlangt sie das und zwar in bewußter Hervorkehrung allzu lange total übersehener und vernachlässigter Ernährungsstoffachen. Salze, Vitamine, d. h. eben die Grundprinzipien der modernen Lehre von den Aufbaustoffen und vom richtig geleiteten Stoffwechsel sind unentbehrlich. Und pflanzliche Nährstoffe, besonders in rohem Zustand, Früchte, grüne Gemüse, Salate, Radieschen, Nüsse sind ihre Lieferanten.

Und nun dürfen wir nicht wieder ins andere Extrem verfallen und über Aufbau und Stoffwechselregulation eine weitere wichtige Aufgabe der Nahrung vergessen, die Bereitstellung von Betriebs-Kraftstoffen, von Zucker- und Mehlstoffen.

Hier aber spielen die Teigwaren im Haushalt eine sehr wichtige Rolle. Sie sind gewissermaßen Reserven, die uns jeder Zeit zur Nahrung zur Verfügung stehen. Sie bilden oft das Rückgrat einer billigen, kraftspendenden Mahlzeit. Billig, das ist überaus wichtig, und wenn wir den Nährstoffgehalt den Kalorienwert, wenn Sie wollen, eines Nahrungsmittels mit dessen Preis in Beziehung setzen, so stehen die Teigwaren überaus günstig da, etwa anderthalb mal günstiger als die Milch, die doch auch als ein preiswertes Nahrungsmittel zu gelten hat.

Fassen wir zusammen: Grundlage der Ernährung ist Kraftzufuhr und Zufuhr der körperaufbauenden Stoffe in Mahlzeitformen, die schmackhaft und bekömmlich sind. Dabei ist auch Preiswürdigkeit gerade in unserer jetzigen Zeit besonders Gewicht zu legen. Die Teigwaren haben die gute Eigenschaft, daß sie ein sehr konzentriertes Nahrungsmittel sind, preiswert und sich vor allem vorzüglich zur Kombination mit den anderen lebensnötigen und gesundheitsnotwendigen Nahrungsstoffen, namentlich mit Gemüsen, Fruchtsäften und auch mit Fleischgerichten eignen.

S. W. B.

P 782

STRICKWOLLE! WOLLDECKEN!

Ia Strickwolle, garant. unbeschwert, daher viel ergiebiger, nicht eingehend, weich, **55 Rp.** per 50 g-Strg., von 10 Strg. an zu **50 Rp.** (Fabrikpreis). Farben: schwarz, grau, dunkelgrau, hellbraunmel., dunkelbraunmel., beige. Schöne **Sportwolle,** zwei- und dreifarbig, **70** resp. **65 Rp.** (Muster z. Verf.). - **„Schafroth"-Wolldecken,** bestes Schweizerfabrikat, zu Vorzugspreisen. Muster franko gegen franko. – Absolut seriöse Bedienung. Nichtpassendes wird zurückgenommen. P 7145 Bn

Lana-Wollhaus, Zurzach (Aargau)

Kindergärtnerinnenkurs

mit staatl. Diplomprüfung beginnt am 20. April 1934 P 2167 Ch

Frauenschule Klosters

Pension in Bern

Im Frühling finden wieder einige Schülerinnen, Schüler oder Lehrlinge ein freundl. Heim m. Komfort und sehr gute Verpflegung bei

Frau Büchler-Giroud
Belpstraße 11 Pc 1610 Y

Ferien an der Adria

in vegetar Familienpension, **S. Croce** bei Trieste. Herrliche Meeraussicht, freier Badestrand, vitaminreiche Kost, bei Schweizern. Für solche die in schöner Natur Erholung und Ruhe suchen. 16—25 Lire tägl. ohne weit. Zuschlag. Referenzen. Adr. Ing. R. Lutz, Trieste, Via Valdirivo 9. 1150

Die Publicitas besorgt Inserate in alle Zeitungen und Zeitschriften

MARKE KONFITÜREN MANZ

Neue vorzügliche

Konfitüren und Gelées

im Offenverkauf

P 116 Z	per ½ kg
Viarfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Weichseln	—.75
Orangen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.80
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wachholderlatwerge	1.—

8 % Kassabon
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus

Karl Manz
vormals Manz-Schäppi
Zürich
Zähringerstr. 24, Tel. 21.758